



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Deutschland zwischen gestern und morgen: ein Reisebericht.. [1947]

Lüthi, Walter, 1901-
Basel: F. Reinhardt, [1947]

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/YHTRAONBVPGER8V>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

WALTER LUTHI

A
1271

AZ

ENGLISCHE ZONE

RUSISCHE ZONE

Deutschland
zwischen
gestern und morgen

FRANZÖSISCHE
ZONE

AMERIKANISCHE ZONE

VERLAG FRIEDRICH REINHARDT AG BASEL

Library
of the
University of Wisconsin

A

1271



WALTER LÜTHI

Deutschland
zwischen gestern und morgen

Ein Reisebericht

Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel

Fünftes Tausend

Printed in Switzerland

Druck: Friedrich Reinhardt AG. Basel

Vorbemerkung

Vorliegende Arbeit ist der geistige Niederschlag einer fünfwöchigen Reise, die der Verfasser zusammen mit Prof. Oskar Farner aus Zürich im Namen und Auftrag der Evangelischen Kirchen der Schweiz auszuführen hatte.

Ein solcher Bericht kann seiner Natur nach nicht anders als lückenhaft und mehr oder weniger zufallsbedingt sein. Der Verfasser ist sich dieser Grenzen wohl bewußt. Jeglicher Anspruch auf Vollständigkeit fällt hier darum zum vornherein dahin. Diesem Mangel steht gegenüber, daß hier nur berichtet wird, was mit eigenen Augen geschaut und mit eigenen Ohren an Ort und Stelle gehört wurde. Ob dieser Vorteil jenen Nachteil einigermaßen wettzumachen vermag, muß dem Urteil des Lesers überlassen werden. Ebenfalls die Beantwortung der Frage, ob und wie weit es gelungen sei, die Wahrheit in der Liebe zu sagen und die verwickelten Vorgänge im Lichte jener «höheren Gerechtigkeit» zu beurteilen, die sich bemüht, von «der Parteien Haß und Gunst» sich nicht beeinflussen zu lassen. Am guten Willen dazu fehlte es jedenfalls nicht. Die Arbeit ist zuerst als Artikelreihe in der evangelischen Wochenzeitschrift «Leben und Glauben», je ein Kapitel auch im Monatsblatt der bernischen Landeskirche «Säemann» und im «Zwinglikalendar» 1948 publiziert worden und erscheint nun, als Broschüre zusammengefaßt, für alle Nachdenklichen und Gutwilligen unseres Schweizervolkes, das zwischen gestern und morgen sich eines so rätselhaften Daseins erfreut.

Ende Oktober 1947.

Walter Lüthi.

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung	5
Das Ausland	7
Die Kehrseite	9
Erster Eindruck	14
Der deutsche Bauer	19
Deutsche Jugend	24
Verwahrlost und gefährdet	26
Spielende Kinder	30
Schuljugend	33
Kirchliche Jugend	37
Der Deutsche und seine Besetzungsmacht	41
Drei Kirchen in Deutschland	50
Das Gespräch mit den Deutschen	59
Die Verweigerung des Gesprächs	63
Der Klagegeist	67
Von der deutschen Schuld	71
Bekennende Kirche	78
Kirche und Politik	83
Berlin	90
Die Russen	97
Europa zwischen gestern und morgen	106
«Die weit vorgerückten Zeiger der Weltenuhr»	111

Das Ausland

Beim Rheinhafen in der Grenzstadt Basel gibt es einen beliebten Aussichtspunkt, den man um ein Entgelt von zwanzig Rappen besteigen kann: das ist die Plattform eines hochragenden Getreidesilos. Während der ganzen Kriegsdauer war hier der Zugang für Zivilisten gesperrt gewesen. Als aber anlässlich der ersten Friedens-Mustermesse die Besteigung wieder freigegeben wurde, da wimmelte ein paar Tage lang das Rheinhafen-Areal von Besuchern aus allen Gegenden unseres Landes. Der Himmel wölbt sich hier weit und heller als anderswo über der geheimnisvollen Weite der Oberrheinischen Tiefebene. Da wo die langen schmalen Schlepper vor Anker liegen und die fremden Wimpel flattern, hier beginnt für uns Schweizer endgültig das Ausland. Man meint hier etwas vom großen Weltmeer zu riechen.

Das Ausland —! So wie unsere Flüsse von der Höhe unserer Berge und aus der Enge unserer Täler hinunter- und hinauseilen, so ist auch uns Schweizern von alters her nicht nur das Heimweh in der Fremde eigen, sondern nicht weniger auch das Fernweh in der Heimat. Und nun waren wir eine lange, lange Zeit vom Ausland abgeschnitten. Seit jenen Tagen, da man uns an der Grenze zuerst das Portemonnaie, ja schließlich das Herz und die Gesinnung zu durchsuchen begann, gelüstete uns der Grenzübergang immer weniger. Schließlich hörte dann der Verkehr nicht nur völlig auf, wir sahen uns sogar gezwungen, uns gegen das Ausland mit seinen Infiltrationsversuchen zu hüten, zu wappnen und zur Wehr zu setzen. Was unserer Natur sowohl als unserer ganzen Lage aufs steilste widerspricht, war zur bitteren Notwendig-

keit geworden: Wir mußten im Ausländer den verkappten Feind vermuten.

Und doch ist durch den uns aufgezwungenen, mehr als zehnjährigen Unterbruch das Fernweh nach dem Ausland in uns nicht erstorben. Im Gegenteil, es ist nur gestaut und hat sich angesammelt und vor allem bei unserem Jungvolk zum eigentlichen Weh verdichtet. Diese Tatsache konnte an jenen Mustermesstagen keinem Besucher des Basler Rheinhafens verborgen bleiben. Wie aufmerksam verfolgten die Leute vom Ufer her den Auslad fremder Ware! Wie drängte sich vor allem die Jugend und die Männerwelt zum Lehrschiff der Matrosen-Schule! Droben aber, auf der Aussichtsterrasse des Neptun-Silos, standen Männer und Frauen dicht gedrängt und schauten hinaus, ließen sich erklären, wo die Grenze sich durchzieht, wo die Schweiz aufhört und wo das Ausland beginnt: «Jene Kinder, jenes Haus mit dem zerschossenen Kamin, jene Schafherde, jene Platanen sind schon jenseits der Grenze!»

Dort drüben ist das Land, von dem man nun so viele Jahre hindurch Schreckensnachricht über Schreckensnachricht vernommen hat. Dort drüben sind Tränen geflossen, die kein Mensch zu zählen vermag. Der Boden dort drüben ist getränkt von Blut. Von dort drüben sind nächtliche Hilfeschreie gehört worden. Dort drüben ist das Land der Judenschlachtungen und der Christenverfolgungen gewesen, dort beginnt das Land der Gestapo-Verhöre, der Konzentrationslager und der Tötung unwerten Lebens. Und dort drüben ist das Land, von woher neuerdings Gerüchte über Vergewaltigung und schwarze Hungersnot zu uns herüberdrangen. Dort fängt das Ausland an. Die Leute stehen da, als wollten ihre Blicke sich festsaugen an irgendwelchen Gegenständen; einer hat das Fernglas an den Augen. Auffällig schweigsam sind sie. Wer einen Platz vorn an der Brüstung der Plattform erobert hat,

gibt ihn so bald nicht wieder her. Wie gebannt schauen sie hinüber. Ehrfurcht vor fremdem Leid, Scheu vor dem Unbekannten, Schauer vor dem Grauensvollen, billige Neugier und aufrichtige Sehnsucht nach menschlicher Anteilnahme kämpfen miteinander in den Seelen derer, die anlässlich ihres Mustermesse-Besuches hier heraufgestiegen sind, rein nur, um nach ihrer Heimkehr ins Landesinnere die Bewunderung und den Neid der Daheimgebliebenen zu reizen mit der Mitteilung, man habe vom Getreidesilo aus im Basler Rheinhafen ins Ausland hinausgesehen.

Die Kehrseite

Es war irgendwo im Schwarzwald draußen, als wir uns mit dem Chauffeur darüber stritten, ob unsere Straße vorn oder hinter jenem Berg durchführen werde. Wir behaupteten, sie führe vornedurch, er aber, sie führe hinter dem Berg durch. Schließlich bemerkten wir, daß beide recht hatten, indem nämlich der eine von der Schweiz aus dachte und empfand und sich orientierte, und der andere von Deutschland aus, und je nachdem sagte man halt dann allem, was jenseits des Berges lag, es sei hinter dem Berg. So geht es nun auch mit dem Fernweh. Auch die Leute jenseits unserer Grenzen sprechen nämlich vom Ausland. Auch sie suchen das Ausland mit ihrer Seele, auch dort brennt eine Jugend darauf, ins Ausland zu kommen, auch sie haben ihre Nöte mit dem Ausland und haben ihre Fragen ans Ausland, auch sie haben Nachrichten aus dem Ausland gehört, auch sie haben ihre Vorstellungen über das Ausland, auch die Deutschen fühlen sich abgeschnitten, eingeschlossen und ausgeschlossen zugleich. Auch sie werden zuerst still vor dem Ausländer und

betrachten ihn als ein Wesen aus einer anderen Welt. Auch dort werden weithin die anderthalb Jahrzehnte, die hinter ihnen liegen, heute als schmerzliche Entfremdung und unerträgliche Selbstisolierung der Umwelt gegenüber empfunden.

Gewiß, man begegnet immer auch einem anfänglichen Mißtrauen und einer vorsichtigen Zurückhaltung. Wie sollte das anders möglich sein nach allem, was die Deutschen übers böse Ausland haben hören müssen! Die Vorstellungen aber, die der Durchschnittsdeutsche heute noch vom Ausland hat, sind oft von einer Unorientiertheit und Naivität, die einen geradezu unwahrscheinlich anmutet. Vor allem die Erwartungen, die der Mann aus dem Volk ans Ausland stellt, zeugen von einem unbegrenzten und darum immer wieder beschämenden und beunruhigenden Zutrauen, von einem Zutrauen, wie man es normalerweise nur bei Kindern trifft. So entschlüpfen dem Deutschen im Gespräch mit dem Ausländer immer wieder Redewendungen wie: «Das Ausland sollte —», «das Ausland müßte —», «könnte das Ausland nicht —?», «weiß das Ausland —?» Vor allem hat das Ausland in der Phantasie sehr vieler Deutscher so etwas an sich wie ein unerschöpflich reicher Onkel in Amerika oder wie ein Samichlaus. Das Ausland kann alles, es ist schlechterdings allmächtig. Es fehlt oft nicht viel, und das Ausland wäre der liebe Gott. In den Augen vieler Deutscher aber ist das Ausland heute all das, was nicht Hitler unterstand. Das Ausland hatte es gut. Das heißt, es stand doch nicht unter der Schreckensherrschaft des Nazitums. Das glauben wir immer wieder herausgehört zu haben: Der Mann, die Frau aus dem Volk empfindet heute in der erinnernden Rückschau die Hitlerzeit als eine Periode durchgemachter Schrecken und Aengste, als Fremdherrschaft. Die Anfangsjahre, da sie den Versprechungen Hitlers und seiner Leute noch Glauben zu schenken geneigt waren, sind jetzt in der Erinnerung gleichsam wie überschüttet von den

Jahren des Krieges und der Entbehrungen. Hitler ist für sie nun doch der Mann, dem sie darum nie verzeihen werden, daß er sie in den Krieg geführt hat, weil sie nun diesen Krieg verloren haben. Es wird uns auch immer wieder im Gespräch klar, wie sehr die Deutschen diesen Krieg, noch bevor er ausbrach, fürchteten. Von dem allem, meinen sie, war doch das Ausland verschont! Sie können sich nicht vorstellen, daß immerhin das Ausland auch einigen Anteil gehabt hat an den Schrecken und Ängsten des Hitlerterrors. Man sei nun aber nicht zu rasch mit der Anklage bereit, Hitler und seine Regierung seien den Deutschen eben recht gewesen, solange der Erfolg mit ihnen war. So wahr das ist, so heuchlerisch wäre die Behauptung, Erfolgsanbetung sei eine deutsche «Spezialität». Welches Volk jubelt seiner Regierung nicht zu, solange ihm daraus Annehmlichkeiten und Vorteile erwachsen! Wenn es seit Kriegsende demokratische Regierungen gibt, die Diktatoren-Gattinnen deswegen ehrenvolle Empfänge bereiten, weil dahinter die Aussicht auf günstige Handelsbeziehungen winkt, dann kann man sich an den Fingern abzählen, was die gleiche Regierung täte, wenn heute etwa Eva Braun immer noch in der Lage wäre, in die Schweiz zu kommen, und einen Adolf Hitler hinter sich haben würde, der immer noch imstande wäre, günstige Handelsbeziehungen anzubieten. So steht es mit der Erfolgsanbetung in helvetischer Gestalt.

Sehr seltsam aber ist, wie wenig der Mann aus dem Volk imstande ist, unter der Uebermacht der gegenwärtigen eigenen Not sich noch daran zu erinnern, daß es im Ausland auch einige Leute gab, welche die Faust der Fremdherrschaft Hitlers bis zur Unerträglichkeit am eigenen Leib verspüren mußten. Es ist das nicht Bosheit, es ist das wie ein Unvermögen. Wir traversieren die einst doppelspurig gewesene Eisenbahnlinie Basel—Karlsruhe. Eines der Geleise ist abmontiert und wird nun irgendwo im Ausland eine von Hitler

zerstörte Linie ersetzen müssen. Eine sonst durchaus nicht unintelligente Jungfer aber versteigt sich zu dem Stoßseufzer: «Sehen Sie da! Alles reißen sie uns weg! Alles stehlen sie uns! Und dabei haben unsere Jungens doch im Ausland so viel gebaut! Aber eben, auf Dank und Anerkennung haben Besiegte nicht zu rechnen!» Es war gar nicht so einfach, dieser nun wirklich nicht gerade «ahnungsvollen Seele» klarzumachen, daß «unsere Jungens im Ausland» wahrhaftig nicht nur «so viel gebaut», sondern immerhin auch einiges wenige zusammengeschlagen und zusammengestohlen haben.

Aber das Ausland *kann* nicht nur alles, es *hat* selbstverständlich auch alles. Daß es auf irgendwelchem Gebiete auch seine Schwierigkeiten haben könnte, daß es auch ein Erbe eines Krieges anzutreten hatte, das kann der Besiegte nur schwer realisieren. Das wird eine Eigentümlichkeit wahrscheinlich nicht nur des Deutschen, sondern des Besiegten überhaupt sein. Daß es im Ausland auch eine Teuerung gibt, eine Kleiderknappheit und Ernährungsschwierigkeiten, daß in Holland auch Leute noch in Bunkern hausen, das will dem Durchschnittsdeutschen heute nur schwer hinein. Er kann sich das Ausland fast nur so vorstellen wie damals, als er mit seinen fleißig ersparten Reisemarks in bescheidener Rückschau auf viele Jahre saurer Arbeit sich noch eine Ferienreise nach Südfrankreich, nach Oesterreich, nach Oberitalien oder in die Schweiz leisten konnte. Das Ausland ist ihm der Inbegriff des schlechthin Bevorzugten, Deutschland der Inbegriff des schlechthin Minderbemittelten und vom Schicksal ewig Benachteiligten. Das gilt vor allem für die Schweiz. Es war echt, als eine Berlinerin in den Ruf ausbrach: «Ich sehe die Schweiz in einer Gloriole; sie ist mir wie eine Vorwegnahme des Paradieses auf dieser Erde.»

Vor allem kann sich heute der Deutsche weithin das Ausland nur als eine Einheit vorstellen. Man stößt im Gespräch

immer wieder auf Redensarten wie «das demokratische Ausland» oder gar «das christliche Ausland». Der Mann in der Straßenbahn, weithin aber auch der Mann in der Studierstube, kann sich eine Demokratie nur als eine wundervolle Einheit von lauter etwas braven und etwas harmlosen Gleichgesinnten vorstellen, als eine Art erweiterten Verein mit dem Namen Concordia. Daß eben gerade die Vielheit und die Auseinandersetzung zum Wesen der Demokratie gehören, ist ihm schwer faßlich. Ein Kräftespiel verschiedenartiger Elemente scheint kaum in den politischen Vorstellungskreis vieler Deutscher zu gehören. Demokratie müßte in Gestalt einer Einheitspartei fix und fertig auf der Platte serviert daherkommen. Daß in einer Demokratie sogar ansehnliche Minderheiten mit totalitärem Einschlag und totalitären Gelüsten und Zielen das Ideal einer Demokratie beeinträchtigen und sowohl die innenpolitische Gestaltung wie auch die außenpolitische Haltung eines Volkes erheblich mitbestimmen könnten, ist vielen Deutschen eine Enttäuschung.

Die hochgespannten Erwartungen ans Ausland aber sind vor allem dem Mißverständnis zuzuschreiben, als wäre das Ausland christlich. Hier spielt sicher auch der bedauerliche Umstand mit hinein, daß eine Zeitlang eine gewisse, vor allem angelsächsische Propaganda, etwa im Gegensatz zu Rußland, sich anheischig machte, im Namen des Christentums, als Befreier vom nazistischen und kommunistischen Heidentum erschienen zu sein. Es gibt aber nach der Heiligen Schrift nicht nur keine christlichen Völker, sondern die Kirche Christi, wie sie uns in der Bibel beschrieben wird, ist ihrem Wesen nach ein kleiner Haufe, eine Handvoll Salz, ein Saatgut innerhalb der Völker und darum in jedem Volk eine Minderheit. Diese Minderheit ist nicht in der Lage, zu befehlen oder gar zu erzwingen, sagen wir etwa wie der außenpolitische Kurs eines Volkes gehen soll. Die christliche Min-

derheit fristet geradezu ein angefochtenes Dasein inmitten der Völker. Wie Universitätsprofessoren, sogar Theologieprofessoren von «christlichen Völkern» sprechen können, ist im Lichte der Bibel schlechthin unerklärlich. In der klaren Erkenntnis dieser Sachlage der christlichen Kirchen innerhalb der Völker heißt der heutige offizielle Titel der Kirche nicht etwa «Deutsche Evangelische Kirche», sondern «Evangelische Kirche in Deutschland».

Erster Eindruck

Ein Velofahrer erinnert uns zuerst daran, daß wir nun die Schweizergrenze hinter uns haben. In voller Fahrt zieht er die Bremsen und steigt ab, hebt etwas Glänzendes aus dem Staub, steckt es sorgsam, als wär's ein Schatz, in seine Westentasche. Es ist ein Nagel — wir befinden uns nun in einem Land, da man, um einen gewöhnlichen Nagel oder Hosenknopf aufzuheben, vom Fahrrad steigt. — Ein junger Mann und ein altes Mütterchen schleppen da aus dem zerschossenen Wäldchen eine Fuhre Sammelholz auf wackeligen Rädern über den Feldweg herein. Dort drüben, rechts der Hauptstraße, im Garten eines bombenbeschädigten Arbeiterhäuschens ist ein anderer eifrig am Umspaten. In einem Körbchen am Wegrand stehen die Saatkartoffeln bereit, die offenbar noch heute der Erde sollen anvertraut werden. Sie sind übrigens bis an die Grenze des Erlaubten zerschnitten. Was immer man von ihnen wegnehmen konnte, hat man zum sofortigen Gebrauch noch genommen. Damit erreicht man dreierlei. Einmal hat man seinen Kartoffelacker bestellt, dann hat man sich von der Saatkartoffel doch noch einmal satt gegessen, und schließlich wird auf diese Weise die Gefahr verringert, daß einem

über Nacht die Aussaat aus der Furche ausgegraben und gestohlen wird. Aus dem Innern der Stadt ertönt Männergesang. Drei Kolonnen Besatzungstruppen marschieren mit aufgefanztem Bajonett in leichtem Taktschritt ihrer Kaserne zu. Der Mann mit dem Spaten arbeitet ruhig weiter, schaut ihnen aber in gebückter Haltung verstohlen nach. Was mag in seinem Herzen vor sich gehen?

Am andern Tag fahren wir Freiburg im Breisgau zu. Wir begegnen merkwürdig wenig Automobilen unterwegs. Die Straße gehört fast uns, und es wäre eine Lust so zu reisen, wenn wir nicht wüßten, daß die beiden Hinterräder unseres Wägelchens heute früh einem Motorrad weggenommen und an unser Fahrzeug aufmontiert worden sind. Der Arbeiter, der diese gewagte Operation vorzunehmen bereit war, ließ sich lieber nicht durch Bargeld belohnen, sondern zog es vor, als Entschädigung zur Mittagssuppe eingeladen zu werden. Einige Zigaretten machen ihn willig für künftige Helferdienste ähnlicher Art. Die wenigen Wagen, die in scharfem Tempo an uns vorbeisausen, sehen stattlicher aus als der unsrige. Sie tragen alle die ockerfarbenen Buchstaben auf schwarzem Untergrund: TOA, das heißt: «Troupes d'Occupation en Allemagne». Wir fahren durch friedliches Gelände. Einmal bei der Vorbeifahrt an einem Gehöft fliegen Gänse ängstlich und dennoch unter heftigem Protestgeschnatter davon. Am Ausgang einer kleinen Stadt ist es, da auf einmal, bei einer harten Straßenkurve, rechts und links am Wegrand viel reisendes Volk steht, hockt und liegt. Meistens Jugendliche, ihre Taschen, Säcke, Körbe und Schachteln neben sich auf den Boden gelegt. Ein seltsam buntes Bild der Kleidung. Es ist die Buntheit der Armut, kein Anzug ist einheitlich, die Stücke sind zusammengesucht und weithin erst noch bunt verflochten. Sowie wir um die Ecke biegen, kommt Leben in die Reihe des seltsam farbigen Elends. Einige

springen auf und treten einen Schritt vor gegen die Straßenmitte zu, andere heben die Hände hoch, andere machen Anstalt, sich zu erheben, sinken aber gleich wieder müde auf ihre Ballen und Säcke zurück. Das ist der erste «Anhalterbahnhof», den wir antreffen. Die Leute liegen stundenlang an der Straße und warten auf einen Lastwagen oder sonst auf ein Fahrzeug, das sie eine Strecke weit mitnähme. Solche «Anhalterbahnhöfe» haben wir von da an noch oft genug gesehen. Wandersleute auf offener Straße sieht man selten oder sozusagen nie. Ist es die allgemeine Unsicherheit? Ist es die drohende Abnutzung des Schuhwerks? Ist es einfach die körperliche Kraftlosigkeit und der Hunger, der sie davon abhält? — Fröhliches Wandern ist hier jedenfalls eine große Seltenheit.

Wir kommen an den Titisee. Die riesigen Hotels der früheren Schwarzwälder Fremdenindustrie sind jetzt besetzt durch bleiche, erholungsbedürftige Franzosenkinder, welche die Spuren der sechsjährigen deutschen Besetzungszeit immer noch an sich tragen. Wir rollen durchs «Höllenthal» hinunter. Ein großer Viadukt der Höllenthalbahn ist von den deutschen Truppen selber auf dem Rückzug in elfter Stunde noch geschwind zerstört worden, zum großen Aerger der einheimischen Bevölkerung. Hingegen der Hirsch am «Hirschsprung» steht noch unversehrt an jener Talenge, wo die Straße zwischen zwei gegenüberliegenden Felsen durchführt, die einander so nahe stehen, daß die Sage ergeht, ein Hirsch, von seinem Jäger verfolgt, sei diesem durch einen verzweifelten Sprung über den Abgrund entgangen. Bald weitet sich das Höllenthal, und wir kommen hinaus ins «Himmelreich». Eine zerfallene Schwarzwaldmühle sieht zwar nicht nach Himmelreich aus. Im Wiesengrund aber sichten wir einen Storch, der uns das Nahen der Rheinebene anzeigt. In der Ferne ragen die Türme des Freiburger Münsters.

In den Vorgärten Freiburgs blüht der rote Pfirsich neben dem schneeweißen Kirschbaum. Rechts der Straße in den Bäumen liegt das riesige Bassin des Hallenschwimmbades. Unser Begleiter erklärt in etwas bitterer Trauer: «Nur für Franzosen.» Nur für — nur für — wo und in welchem Zusammenhang hat man diese Wortbildung in deutscher Sprache zum erstenmal vernommen? «Nur für Deutsche» hieß es damals, hieß es an ungezählten Türen und Portalen in ganz Europa herum, sechs Jahre hindurch. «Nur für» — das ist Besetzung. Es hieß aber noch vorher einmal: «Nur für Deutsche, Juden haben keinen Zutritt.» Links der Hauptstraße im Hintergrund dehnt sich ein riesiger Park grau-grüner Militärfahrzeuge und auf dem Wiesenband davor ein bunter Tingeltangel mit Rößlspiel, Schiffflischaukel und Schießbuden. Das Praterad dreht sich im Kreis; bald sind die einen oben, und dann sind die anderen unten. Ja, das Praterad — eben will ich nachdenken über den Sinn der Weltgeschichte, noch liegt uns das Lied von der Lili Marleen im Ohr, das die Orgel des Karussells in die fröhliche Kinderschar und in den zartblauen Frühlingstag hinausschmettert; was darauf folgte, läßt sich mit Worten nur schwer beschreiben.

Plötzlich, wie abgeschnitten, von einem ganz bestimmten Haus, von einer ganz bestimmten Straßennummer an, ein einziges, unabsehbares Feld von Trümmern — Trümmern — Trümmern. Das Auto fährt langsam. Wir werden still. Ein einziger Gedanke legt sich uns auf die Seele, drängt sich uns auf die Lippen: «Kann man das? Kann man das?» Nein, hätten wir schreien mögen: Das kann man nicht. Es ist ein Versehen unterlaufen hier. Der Weltverstand hat hier einen Augenblick versagt, und dann ist ein sinnloses Unglück passiert. Aber mitten im Trümmerfeld steht das Münster. Die Mauern unten bis etwas über Häuserhöhe sind zwar noch

rauchgeschwärzt vom Brand, der ringsum wütete. Die Fenster sind zertrümmert. Es ist fast gespenstig still hier. Die gähnende Leere und Totenstille wird durch den schrillen Schrei einer Mauerdohle oben im Getürme erst noch betont und unterstrichen. Das Münster steht. Wie durch ein Wunder. Man möchte danken. Aber der bittere Gedanke fährt dazwischen: Also doch kein Versehen, also doch kein sinnloses Unglück! Dies haarscharf ausgesparte Münster inmitten des Trümmerfeldes liefert den furchtbaren Beweis, daß hier ein Hirn, das tagklar funktionierte, am Werke war. Und wahrlich nicht nur hier. Es ist das die erste zerstörte Stadt, die wir sahen, wir könnten viele Monate durch die Länder Europas, der Welt, fahren, bis wir all die zerstörten Städte gesehen hätten. Und solches haben *wir* gekonnt! Es war eiskalte, es war taghelle Ueberlegung und Berechnung dabei. Kann man das? Ja, man kann es offenbar. Was kann man doch nicht alles!

Da und dort auf einem Schuttberg steht ein Stock und eine Tafel mit einer Aufschrift dran. Ein Handwerksmann zeigt damit an, daß seine Werkstatt, die früher hier gestanden hat, jetzt am unversehrten Stadtrand draußen eröffnet ist. Der Mann arbeitet. Ein Lebenszeichen inmitten der Ruinen. Da stand eine Metzgerei. Man sieht noch kleine Spuren des Plättchenbelages. Es ist Samstag abend. Hier stand einst am Samstag der Meister an der Fleischbank und bediente seine Bürgerschaft mit dem Sonntagsbraten. Jetzt steht auf dem Schutthügel ein schlichtes Holzkreuz. Eine Hand hat in einer Konservenbüchse Blumen hingestellt. Hier ruht nun der Meister, unter den Trümmern; er hat noch nicht bestattet werden können.

Morgen ist Sonntag. Ich soll in der Christuskirche drüben am Rand des Trümmerfeldes predigen. Hier gibt es nur ein einziges Wort zu sagen, das ist mir nun völlig klar: «Christus

ist auferstanden.» Gottlob sind wir mit nichts anderem in dies Land gekommen, als mit der Bibel in der Hand! —

Der deutsche Bauer

Durch das jahrelange Anhören von Kriegsnachrichten erwartet man zunächst als Ausländer, das ganze deutsche Land sei eine einzige Wüstenei. Es gibt nichts Demoralisierenderes als diese Vorstellung. Sie trifft nicht zu. Viele Städte sind verwüstet, zu einem Drittel, zur Hälfte, zu 85 oder gar in ganz schlimmen Fällen zu 90 Prozent. So hat der Krieg vor allem die Städte und größeren Industrieansiedlungen getroffen. Es ist aber kaum ein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen Stadt und Land. Die deutsche Landschaft steht in jenen Wochen eben im Zeichen des Frühlingsanbaues. Die Felder legen Zeugnis ab vom Dasein eines arbeitsamen Bauernstandes. Es gibt zwar viel kargen Boden, man wird das erst einige Wochen später inne, wie dünn stellenweise die aufgegangene Saat, wie ausgemagert oft genug die Aecker sind, wie blumenreich und darum unwirtschaftlich die Wiesen, so daß wohl der Imker seine Freude dran haben kann, nicht aber der Landwirt; wie fleckig und lückenhaft das Kleefeld. Man kommt aber auch durch Gegenden, zum Beispiel Mainz und Umgebung, Worms und Umgebung, da rings um die Ruinen weite Ländereien intensiv und gartenähnlich bestellt sind, so daß sie kaum zurückstehen dürften hinter gewissen Landstrichen in unserem Unterwallis. Wo das Wrack eines Tanks oder Lastwagens am Wegrand liegt, da ist die Scholle sorgsam bis dicht heran umgebrochen. Der Grund von ausgebeuteten Sand- und Kiesgruben ist in einer Art und Weise ausgenutzt, daß Doktor Wahlen, unser Spezialist für Kriegsanbau, seine Anerkennung nicht versagen könnte. Die Weinberge stehen gepflegt wie seit Menschen-

altern; das gleiche ist vom Wald zu sagen. Wohl trägt er die Spuren des Krieges, vor allem wo die Operationen direkt durchgegangen sind, wohl wird auch jetzt noch Kahlschlag vorgenommen, aber auffällig ist, wie peinlich zum Beispiel die Entrindung der Nadelholzstämme, die im Walde liegenbleiben, zur Verhütung von Schädlingsherden durchgeführt ist.

Daneben gibt es Hunderte von Kilometern, da, oberflächlich beurteilt, fast keine Spuren der Kriegsfurie sichtbar sind. Bei näherem Ueberlegen aber drängen sich allerlei Rückschlüsse auf viel verborgene Bauernnot einem auf. Ist es zum Beispiel nicht höchst auffällig, wie gering verhältnismäßig die Zahl der Menschen ist, die auf diesen für die deutschen Millionen auch nicht entfernt ausreichenden, für ein schweizerisches Empfinden aber ungeheuren Anbauflächen tätig sind? Und gibt es einem nicht zu denken, wie selten man einen währschaften Bauernsohn zu Gesicht bekommt, wie viele ältliche Männer müde hinterm Pflug hergehen, wie viele Frauen und junge Mädchen hier Männerarbeit verrichten! Und welch einen besorgniserregenden Umfang hat doch die Handarbeit hier wieder angenommen! Karst, Handrechen und Hacke sind hier mindestens wieder so im Gebrauch wie bei uns an den Steilhängen des Emmentals oder der Voralpengegenden.

Sogar die Aussaat von Hand und mit dem Säsack ist keine ungewohnte Erscheinung. Wie klein ist die Zahl der Sämaschinen und der Traktoren, wie bescheiden der landwirtschaftliche Maschinenpark! In gewissen Gegenden fällt die Armut an Zugpferden auf und nicht weniger die unvorstellbare Magerkeit der verfügbaren Tiere. Das Ochsen- und Kuhgespann, wie es vor zwei Menschenaltern das Straßenbild unserer Bauerndörfer beherrscht haben mochte, ist hier in den von uns durchfahrenen Gegenden wieder beinahe die Regel geworden.

Mit den Augen des Städters gesehen, hat es jetzt der Bauer gut und lebt herrlich und in Freuden. Aber wieviel harte Lebensnot verbirgt sich hinter den erwähnten Beobachtungen! Der Bauer hat ein Dach über seinem Kopf, hat Arbeit, Kleidung, Wärme und Kalorien. Aber er ist weit davon entfernt, es nach unsern Begriffen gut zu haben. Sein Leben ist eine harte Fron. Dazu sind ihm die Kühe im Stall genau registriert, seine Schlachtung ist überwacht, die Freiheit des Kaufs und Verkaufs ist ihm weithin entzogen, das Huhn auf dem Sedel ist statistisch erfaßt, an die Abgabepflicht hat er sich unter Androhung gesalzener Bußen zu halten. Was ihm zur freien Verfügung übrigbleibt, kann er nicht auf den Markt tragen. Wohl gibt es Geld. Aber die Währungsfrage ist noch nicht geregelt und trägt den Stempel der Vorläufigkeit. Er muß jederzeit gewärtigen, daß das jetzt gültige Geld durch eine Verordnung entwertet wird. So sieht er sich gezwungen, was immer er «verkauft» oder «kauft», im Tauschhandel zu erledigen. Will er ein Rad vom Wagner oder einen Hufbeschlag vom Schmied, kann er nicht mit Geld bezahlen, sondern muß Naturalien liefern. Kompliziert und zeitraubend ist die Bedienung der Städter. Wohl tätigt er hier seine Tauschgeschäfte und wird vielleicht reich an Sachwerten, die in unzähligen Kleingegegenständen zerstückelt nun den Weg von der Stadt aufs Land hinaus finden, bis zum Zeitpunkt einer allgemeinen Rechtsunsicherheit und drohender Massenplünderung, sollte die Not in den Städten zu Hungeraufständen führen. Jetzt schon kann man, wenn man am Morgen durch die Dörfer fährt, sehen, wie Türen und Tore der Gehöfte aufs sorgfältigste gegen die Straße hin verriegelt sind. Während die Leute auf dem Feld arbeiten, ergießt sich von den Städten her ein Strom von Wanderern mit Taschen und Säcken, sogar mit kleinen Wägelchen, die auf winzigen Rädchen rollen, auf die Dörfer hinaus. Da und dort sieht

man eine Bauerntochter durchs halbgeöffnete Fenster mit einem solchen Landfahrer verhandeln. Man hat für diesen Tauschhandel im großen den vom letzten Krieg her bekannten Ausdruck «schieben», dazu ist nun in diesem Krieg für den Kleinhandel der Ausdruck «quandeln» geprägt worden. Der Bauer hat jetzt weithin die Rolle eines Kleinpand-Verleihers inne, sicher nicht immer nur zu seinem Vergnügen.

Wo er nicht seine sieben Sachen wachsam im Auge behält, da wird ihm gestohlen, was nicht niet- und nagelfest ist. An einem Sonntagabend sahen wir in der Nähe eines größeren Industrieortes eine ganze Anzahl von Jungen und Mädchen mit Fahrrädern und Säcken, die auf den jungen Frühlingmatten die besseren Kräutlein mit den Messern austachen, ihre Säcke füllten und davonfuhren. Wenn sich solches massenhaft wiederholt, wird für die Sense nicht viel übrigbleiben, und das Heugras wird im Juni spärlich stehen. Der Handel mit sogenanntem «Wildgemüse», Löwenzahn, Wildkresse, Jungnesseln, konnte auf einem großen Platz in Trier beobachtet werden. Stand da um eine alte Frau mit einem Kinderwagen voller Wildgemüse herum eine große «Schlange» von Menschen, die wohl um 11 Uhr noch nicht wußten, was sie zu Mittag essen sollten. Das bescheidene Marktprodukt war weg im Hui. Fast jede der verhärmten Hausfrauen aber bezog dazu ein Sträußchen Wiesenschaumkraut, das gleichzeitig mit dem Wildgemüse feilgeboten ward.

Die Lage des deutschen Durchschnittsbauern mag wohl am zutreffendsten charakterisiert sein durch ein eingehendes Gespräch mit einer Bäuerin aus dem Württembergischen, das, zusammengefaßt, etwa folgendes Bild ergab: Es geht uns recht. Wenn wir sehen, wie es anderen Volksgenossen geht, dann wäre es Sünde, wollten wir klagen. Aber wir werden jetzt beneidet und spüren, daß man uns in unserem Volk nicht liebt. Und doch müssen wir seit Jahr und Tag von

einer Tageshelle bis zur andern hart dran sein. Früher hatten wir Polen und Ukrainer, die uns halfen. Wir schätzten sie. Jetzt ist überall Mangel an Arbeitskraft und Ausrüstungsgerät. Mit dem Geld können wir nichts anfangen, zu essen haben wir nicht reichlich, aber genug. Immerhin bekam ich vor einigen Wochen auf einmal die Maulfäule. Der Arzt erklärte, das sei bei mir nicht infektiös, sondern eine Mangelerscheinung und rühre von zu einseitiger Kost her. Eine Plage sind die Landwanderer und Rucksackleute. Sie wollen «quandeln», in jüngster Zeit gehen sie von Hof zu Hof und betteln je eine Kartoffel. Es kommen jetzt die Tage, die von alters her bekannt sind als die «hungrigen Monate» (April, Mai, Juni). Dieses Jahr scheinen sie zu richtigen Hungermonaten werden zu wollen. Das ist uns ein Kummer. Man gibt und gibt. Aber man wird mißbraucht, und dann wird man hart. Das ist das Schlimmste.

So ist, trotz gewisser Zeitungsmeldungen und falscher Verallgemeinerungen, zu sagen, daß nicht jeder Bauer, und vor allem nicht jede Bäuerin, herzlos und geizig geworden ist. Ein Landpfarrer erzählt mir, daß seine Gemeindeglieder bei Sammlungen immer und immer wieder erstaunlich willig sind zum Geben. In seinen beiden Dörfchen sei letzthin sogar eine Eiersammlung durchgeführt worden. Man muß ermessen, was das bei den bestehenden Vorschriften über Eierabgaben und bei den immer wieder vorkommenden Hühnerrequisitionen immerhin bedeutet. In einem der Dörfer seien 34 Stück gespendet worden, im anderen gar deren 98.

Deutsche Jugend

Nachdem wir am Straßenbord das Picknick aus dem Rucksack zu uns genommen und eine Zigarette angezündet haben, wird der Mann, der bis dahin so seltsam wortkarg am Steuer saß, etwas mitteilbarer. Er stellt uns einige Fragen über die Schweiz. Ob es dort schönere Wagen gebe als hier? In welchem Zustand die Straßen seien? Ob es dort vielleicht Mangel an Chauffeuren gebe? Er verdiene hier 190 Mark monatlich; davon gingen für die Miete 28 Mark ab und ein Teil für Gas und Elektrizität; der Rest sei zum Leben, und das sei nicht viel.

«Haben Sie denn Familie?»

«Aber gewiß!»

Er zieht, wir befinden uns unterdessen wieder in voller Fahrt, seine Brieftasche aus der Weste und holt eine Photo hervor. Frau und zwei Kinder.

«Die Aeltere da ist etwas hoch und rasch gewachsen. Laut Feststellung des Schularztes hat sie ein beträchtliches Untergewicht. Der Kleine aber», seine Stimme zögert unmerklich, es ist, als ob ihn etwas würgte, «ein strammer Junge, nicht wahr? Er ist aber nicht mehr da. Damals auf der Flucht meiner Frau, ich lag noch im Felde, hat sie ihn unterwegs verloren. Ob er verhungert oder erfroren ist, ob begraben und wo? Niemand weiß es zu sagen. Oder ob er am Ende noch lebt und wenn ja, wo? Alle Nachforschungen haben bis jetzt nichts gefruchtet. Möglich ist alles.»

So erzählt unser Chauffeur, wenn er sein Schweigen bricht. Wenn alle Eltern in diesem Land, und, ach, nicht nur in diesem, das Schweigen brächen! Kaum eine Familie, die nicht eines oder mehrere ihrer Glieder als tot beklagt. Wenn man wenigstens, durch Augenzeugen verbürgt, die Todesart, Stunde und Ort der Bestattung erfährt, dann ist's noch gut,

und das qualvolle Fragen kann langsam zur Ruhe kommen. So erhält ein Seelsorger, eben am Tage, da wir bei ihm zu Gaste sind, den Auftrag, zwei betagten Gemeindegliedern mitzuteilen, ihr Sohn sei im März 1945 auf einem Krankentransport gestorben und in der Nähe von Bukarest am Bahndamm begraben worden. Schrecklich aber ist die Seelenpein solcher Eltern, deren Sohn oder Tochter oder deren Kind, wie bei unserem Chauffeur, im Ungewissen verschwunden ist, verlorengegangen, vermißt. In die Auswirkungen solcher seelischer Zustände gibt uns folgende wahre Begebenheit Einblick:

Eine Mutter muß sich einer ernsthaften Operation unterziehen. Es handelt sich um die Wegnahme einer Brust. Daraufhin will die Wunde wochenlang nicht zuheilen. Der behandelnde Arzt schließt auf eine Mangelercheinung und macht aus seiner wachsenden Besorgnis kein Hehl. Plötzlich aber, von einem Tag auf den anderen, fängt zur größten Ueberraschung des Arztes aus ihm unerklärlicher Ursache die Wunde an, rasch und prächtig zu verheilen. Was ist passiert? Eine Postkarte ist die Ursache der Heilung. Der Briefträger hat ein Postkärtchen gebracht — aus der Gegend des Ural! Ein einziger Satz steht drauf und ein Gruß, aus dem hervorgeht, daß der seit drei Jahren vermißte Sohn am Leben sei.

Vermiße, verlorene, hingestorbene Jugend. Zahlen werden da wohl nie bekannt werden. Hier liegen tiefe Wunden, die, wenn sie je wieder heilen, Zeit brauchen. Hier liegen Wunden, die eines großen Arztes bedürfen. — Das Hauptproblem Deutschlands heißt: Seelsorge.

Verwahrlost und gefährdet

Immer wieder begegnet uns die Sorge über die Verwilderung des heranwachsenden Geschlechts. Anlässlich eines Empfanges beklagen sich ein Studienrat, ein Oberbürgermeister und ein Theologieprofessor aufs schwerste über die Besetzungsbehörden, wobei sie den jetzigen Gewalthabern die wachsende Verrohung der Jugend zur Last legen. Beständig reden diese Herren von «früher»; «früher» sei es besser gewesen, «früher» habe es noch Zucht und Ordnung gegeben und Respekt vor den Eltern. Die Klage geht so weit, daß einer der Herren sagt, «früher» habe die medizinische Fakultät anlässlich der Behandlung der Geschlechtskrankheiten im ganzen Städtchen nach einem Syphilisfall fahnden müssen, heute sei der ganze Ort verseucht, und die Jugend sei aufs äußerste gefährdet. Das ist die verwahrloste, die gefährdete Jugend. Jenen Herren aber mußten wir allen Ernstes die Frage stellen, was sie eigentlich unter «früher» verstanden? Ob das vor 1914 sei oder vor 1933 oder vor 1939 oder aber, wie sie es nun in einem fort darstellten, vor 1945 erst? Wann hat denn die Verrohung der deutschen Jugend begonnen? erst vom Tage an, da es in Deutschland eine Besetzungsmacht gab? War das keine Verrohung der Jugend, als ganze Jugendgruppen zur Plünderung der Juden eingesetzt und ausgesandt wurden? Man beobachtet es jetzt oft, daß viele, vor allem Intellektuelle, im Gespräch auf einmal nicht mehr weiter wissen. Gedächtnisschwächen. Es soll diese Erscheinung im Zusammenhang stehen mit dem Fettmangel. Wenn solche Klagen und Anklagen über die Verrohung der Jugend an die Adresse der Besetzungsmacht ergehen, dann ist zu hoffen, daß es sich hier nicht um bösartige Verstocktheit, sondern um solche körperlich bedingte Gedächtnisschwäche handelt.

Tatsache ist, daß es heute in Deutschland, wohl in allen

Ländern Europas, aber auch in Deutschland, verwilderte Jugend gibt. Wie sieht sie aus? Es gibt da Kinder, die längst im schulpflichtigen Alter wären, aber noch nie eine Schule besucht haben. Sie besitzen entweder keine genügenden Kleider, oder aber sie werden von ihren Eltern gebraucht zur Nahrungsbeschaffung. Es gibt tatsächlich Kinder, die wie Jagdhündlein ausgesandt werden zum Betteln und zum Stehlen, das heißt, man hat hier einen neuen besonderen Ausdruck geprägt. Stehlen heißt nicht stehlen, sondern «klauen». Es gibt Kinder, denen das «Klauen» zur täglichen Uebung, fast könnte man sagen, zur zweiten Natur geworden ist. Sie treiben sich wie halbwild herum und suchen, was sie erwischen können.

An einem stillen Sonntagnachmittag fahren wir nach getanem Dienst ein einsames Pfälzer Waldtälchen hinunter dem Orte zu, wo wir am gleichen Abend wieder zu sprechen haben. Bei einer alleinstehenden Säge sehen wir eine Anzahl Buben damit beschäftigt, einen mittelgroßen Handwagen mit Holz von der Säge zu beladen. Einer von ihnen steht bei der Straße vorn Wache für den Fall, daß der Besitzer sich nähern könnte. Einmal setzt sich auf der Fahrt ein Bahnpolizist zu mir. Er zeigt mir nach einiger Fühlungnahme im Gespräch seine Ausweispapiere, ich ihm meinen Paß. Beim Halt an einer Station entsteigen ein Bub und ein Mädchen dem Zug, welche ein winziges Wägelchen mit einem Sack beladen hinter sich her schleppen.

«Sehen Sie, was die beiden dort hinter sich her ziehen, ist Kohle, geklaute Kohle. Ich müßte diese jetzt eigentlich als Diebsgut beschlagnahmen. Aber wie soll ich den Beweis erbringen? Man müßte sie auf frischer Tat ertappen. Jede Untersuchung aber ist darum so schwierig, weil viele Leute sich solidarisch verhalten und die Auskünfte verweigern. Ueberhaupt», fügt er nach einer Weile etwas leiser hinzu,

«man ist schließlich nicht nur Polizist, sondern auch irgendwo noch ein Mensch und Familienvater. Wenn ich sehe, daß nur gerade in Mengen gestohlen wird, daß die Leute damit die schwarze Notdurft stillen, dann drücke ich eigentlich immer ein Auge zu. Nur wenn sie es zu bunt treiben und wenn die Sache anfängt in größerem Maßstab betrieben zu werden, wenn das ‚Klauen‘ ins Stehlen übergeht, dann sehe ich mich genötigt, einzugreifen.»

Was der Bahnpolizist sagt, ist als Grundsatz gefährlich und unter normalen Umständen unmöglich. Wohin käme ein Polizist, wie stände es mit einem öffentlichen Gemeinwesen, wenn das «Klauen» einfach erlaubt wäre! Und doch stand der Bahnpolizist demjenigen, der das Aehrenausraufen der Hungrigen am Sabbat verteidigte, näher als den Gesetzesfanatikern, die vor lauter Paragraphen den Menschen in seiner Not nicht mehr sehen.

Die Fürsorgerin eines Landstädtchens sieht als ihre nächste und dringlichste Aufgabe die Schaffung eines Nachtasyls für jugendliche Durchreisende. Es seien die Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren, aus denen sich weithin die Zuträger und Vermittler der Schwarzmärkte der Großstädte rekrutieren. Sie fahren tagelang ohne heimzukehren über Land, übernachten mit Vorliebe in der Nähe der Bahnhöfe ohne jegliche Betreuung und Aufsicht, wobei ihre Verwilderung von Monat zu Monat rapid zunimmt, bis daß sie eines Tages zu den eigentlich Kriminellen geraten. Das Versinken in die Sklaverei einer alles beherrschenden und wild entfesselten Sexualität droht diesen jugendlichen Landfahrern allen. Die Qualen, denen solche Jugendliche bei der unvorstellbaren Wohnungsnot auf dem Gebiet des Sexuellen ausgeliefert sind, wenn sie, ohne Beschäftigung, ohne Lebensziel, ohne Pflicht und ohne Tagesordnung monatelang wie heimatlos durch Dörfer und

Städte fahren, sind unvorstellbar. Hier gäbe es zunächst nur eines, das not täte: Arbeit.

Auf der Fahrt nach Berlin, zwischen Bebra und Göttingen, begegneten wir einer anderen Art von gefährdeter Jugend. Ein Güterzug mußte da längere Zeit an irgendeinem kleineren Bahnhof anhalten, um eine Kreuzung abzuwarten. Bei dieser Gelegenheit sahen wir zum erstenmal Menschen in Viehwagen. Die Insassen waren zum Teil ausgestiegen. Auffällig ist das Benehmen einiger Burschen und Mädchen. Immer wieder steigen sie aus und steigen ein, streichen wie Katzen aneinander hin und wechseln unmißverständliche Blicke. Worin für sie der Reiz dieses Aus- und Einsteigens besteht, geht uns erst auf, wie ein altes Mütterchen auch einsteigen möchte. Die Viehwagen haben keine Stegentritte; man muß hinaufklettern und ist auf handgreifliche Hilfe angewiesen. Aber da rennt natürlich keiner der sonst so dienstbeflissenen jungen Bürschchen herbei, die Alte muß selber zusehen, wie sie den Wagen erklimmt. Eine junge Frau sitzt in der Mitte des Waggons auf einer Kiste und stillt ihr Neugeborenes, sein Köpfchen sorgsam gegen den Durchzug schützend, wie das jede andere Mutter auf der ganzen Erde auch täte.

Das ist ein winziger Ausschnitt aus dem Leben der Heimatlosen, der Zehntausende und aber Zehntausende von Ostflüchtlingsen. Die Jugend, die hier heranwächst, die Jugend der Sammellager und der Viehwagen, wird es fürs Leben schwer haben, sich je einmal wieder in das zurückzufinden, was man einst «geordnete Verhältnisse» nannte.

Bis zu welchem Grad aber der Krieg und der nationalsozialistische Terror in der Seele des deutschen Kindes Verwüstungen und Verheerungen angerichtet haben, wurde uns klar durch eine weitere kleine Begegnung an einem anderen Bahnhof. Es ist freilich im heutigen Nachkriegs-Europa auf

allen Bahnhöfen von Sizilien bis nach Narwick und von Calais bis nach Warschau wohl Aehnliches möglich. Draußen vor der Sperre spielte eine Gruppe von vier Kindern, schätzungsweise so zwischen 7 und 11 Jahren. Da uns die Ausfuhr von 500 Gramm Süßigkeiten erlaubt worden war, hatten wir immer ein wenig Bonbons in der Tasche mit. Ich winkte den Kindern durchs Gitter hindurch zu und bot ihnen von meinen Schweizer «Täfel» an. Die Wirkung war unerwartet. Zuerst stoben sie wie scheue Tierchen davon. An der Ecke des Stationsgebäudes blieben sie stehen und hielten offensichtlich Kriegsrat. Schließlich sandten sie den größten unter den Jungen als Unterhändler zurück. In drei Meter Entfernung blieb dieser stehen und rief mir zu: «Iß zuerst selber!» Nachdem ich mich selber bedient hatte, verlangte er, um ganz sicher zu sein, daß ich ihm zeige, ob ich wirklich hinuntergeschluckt hätte. Erst als er sich dessen versichert hatte, ließ er sich herbei und nahm die Gabe in Empfang.

Spielende Kinder

Es wäre übertrieben, wenn man sagen wollte, die ganze oder auch nur die Mehrzahl der deutschen Jugend sei so. Man kann sich überhaupt nicht genug vor falschen Verallgemeinerungen hüten. Nicht die ganze deutsche Jugend lebt in Hungersnot, und nicht die ganze deutsche Jugend «klaut». Es gibt auch da Unterschiede. Man kann Kinder sehen, die an einem frostigen Frühlingstag barfuß daherkommen, angetan mit einem ausgefransten Höslein ohne Knöpfe, mit einem groben Draht am Leib gehalten, mit einem ärmellosen Hemdlein, das nicht bis in die Hosen reicht, daneben aber auch Kinder mit Hut und Korallenkettchen um den Hals,

das bunte Taschentüchlein guckt aus dem Täschchen, Kinder, wir würden bei uns sagen «nagelneu, wie aus dem Druckli». Es sind wohl alle Leute arm, aber nicht alle in gleicher Weise blutig arm. Wohl leiden alle unter der Knappheit, aber während dieselbe für die einen Hunger bis Hungersnot bedeutet, geht es den anderen immer noch leidlich. Es kommt eben darauf an, ob man Beziehungen hat, ob man gute Beziehungen hat oder weniger gute. Man nennt das hier allgemein «Vitamin B». Damit sind gemeint Beziehungen zum Bauer, zur Besetzungsmacht oder zum Ausland.

So gibt es gottlob immer auch Kinder, die keineswegs aufgehört haben, Kinder zu sein, und die Zeugnis ablegen von einer gewissen Unverwüstlichkeit jener Kindesnatur, für die unser Meister einst ein besonderes Auge hatte. Es gibt auch Kinder, und wir hoffen, ihre Zahl sei nicht klein, die nicht einfach der Verelendung verfallen müssen. Schon wenn die Kinder spielen mögen, ist nicht alles verloren. Ja, spielende Kinder haben hier draußen in der Nähe oder gar innerhalb der Ruinen etwas besonders Ergreifendes an sich. Was spielen sie denn? Eigentliche Spielsachen sieht man fast nie im Freien, wahrscheinlich weil die Gefahr des Geklautwerdens zu groß ist, auch wenn man noch im Besitz von Spielzeug wäre. Zwei Großstadtmädchen machen sich dort, wo durch einen Allee-Baum der Trottoirzement ausgespart ist, eifrig zu schaffen. Auf die Frage hin, was sie denn hier täten, halten sie inne. Für einige Augenblicke ruht der Knebel, mit dem sie den steinharten Boden aufzustochern bemüht sind. Stolz aber erklären sie, was irgendwelche Berner Kinder in irgendeinem Emmentaler Dorf auch sagen könnten: «Wir bauen einen Garten und werden Blumen und Gemüse pflanzen.» Einmal sah man in Berlin ein Mädchen beim «Seilgumpen» und einmal einen Jungen, der mit der kleinen Peitsche einen Kreisel in Bewegung hielt. Nicht selten sah

man Kinder mit selbstverfertigten, aus Lumpen zusammen-
gewickelten Bällen spielen.

Was aber hier den Kindern reichlich zur Verfügung steht, ist Sand. Verglichen mit den kümmerlichen Sandhaufen, die wir unseren Stadtkindern künstlich anzulegen pflegen, sind die Kinder der deutschen Städte in «sandlicher» Beziehung fürstlich dran. Ihnen steht das reinste Sandeldorado zur Verfügung. Wenn es doch nur nicht der Sand ihrer zerstörten Heimstätten wäre! Bausteine, und zwar richtige Steine zum Bauen brauchen hier die Jungen auch nicht entfernt zu suchen. Sie bauen, sie bauen Häuser, sie bauen Schlösser, sie bauen Bunker und freuen sich dann genau wie unsere Schweizer Kinder auf den Moment hin, da sie ihr Bauwerk unter Johlen zerbomben können. Oder sie holen sich Mörtel vom Trümmerfeld und müssen nicht daran denken, daß es ja Mörtel von der Wand der Küche ist, in welcher ihre Gespielen aus der Nachbarschaft mitsamt ihrer Mutter umgekommen sind. Sie haben Kreide die Fülle. Und damit zeichnen sie, wie Kinder einst im warmen Sommer 1911 es schon taten, die Hölle auf die Straße, und dann all die vielen vier-eckigen Felder, zuoberst den Himmel. Und dann hüpfen sie aus der Hölle heraus durch Hindernisse hindurch und sind glücklich, wenn sie zum Himmel gelangen. Wenn man Kinder sieht, die da am Rand der Wüste aus der Hölle in den Himmel und immer wieder aus der Hölle in den Himmel hüpfen, dann weiß man nicht recht, ob man bitter lachen oder heulen soll.

Schuljugend

Die Mehrzahl der pflichtigen Kinder besucht natürlich die Schule. Dabei dürfen wir uns freilich noch in keiner Weise das vorstellen, was wir einen «geordneten Schulbetrieb» nennen würden. Die Lehrernot und vor allem die Raumnot kommt zu allen andern Schwierigkeiten und Hindernissen noch hinzu. Aber die Anstrengungen, die auf diesem Gebiet im Gange sind, dürfen in Anbetracht der Verhältnisse als bedeutend eingeschätzt werden. Im Quartier einer Stadt stehen für 1200 Kinder vier Unterrichtsräume zur Verfügung. Der Unterricht wird hier schichtweise durchgeführt. Es gibt Kinder, die nur zwei Stunden pro Tag die Schule besuchen, oder nur halbtäglich, oder nur zwei Tage pro Woche. Zwischenhinein behilft man sich, so gut es geht, mit Hausaufgaben. In einer Stadt am Rhein sind wir Zeugen, wie die letzte «Schicht» der Woche am Samstagabend gegen sechs Uhr das Schulhaus verläßt. Am Gebäude selber sieht man noch deutlich die Spuren der Inschrift, die vorher an der Fassade stand und nun heruntergerissen ist. Es hieß vorher «Haus der SA.». Die kleinen Buben, wahrscheinlich ABC-Schützen, tragen ihre Schiefertafeln unterm Arm. Einige von ihnen kehren sich stracks gegen die Wand des Schulhauses und tun, was offenbar pressiert hat. Der Lehrer, der, froh über den Feierabend, zum Fenster hinausschaut, begehrt nicht auf, sondern läßt, weitherzig verstehend, diesen Dingen ihren Lauf.

Von einem anderen Ort erzählt eine Lehrerin, in ihr ganzes Schulhaus sei wieder ein guter Geist der Zusammenarbeit eingekehrt. Es sei jetzt trotz der Aermlichkeit der Verhältnisse wieder ein ganz anderes Schulhalten. Besonders wohlthuend empfinde es die Lehrerschaft, daß jetzt wieder ein normales Zusammengehen zwischen Schule und Eltern-

haus möglich werde, nachdem so viele Jahre hindurch die Allmacht der Partei zwischen Lehrern und Eltern trennend und vergiftend inbestand. Es sei auffällig und verheißungsvoll, wie sehr heute ganz allgemein den Eltern daran gelegen scheine, daß ihre Kinder etwas Rechtes lernen, und wie dankbar sie im großen und ganzen seien, wenn die Lehrer mit den Kindern streng seien.

In einer Schulstube, die in einem schattigen und kalten Keller eingerichtet ist, lesen wir an der Wandtafel die Worte, offenbar eines Liederverses, den der Lehrer mit den Kindern gelernt und gesungen hat:

«Nicht lange mehr ist Winter,
Schon wärmt der Sonne Schein.» —

Unter welchen Entbehrungen aber diejenigen, welche das Glück haben, an einer höheren Schule anzukommen, um studieren zu dürfen, ihren Studien obliegen, zeigt die Tatsache, daß es Studenten und Studentinnen gibt, die täglich 50 Kilometer Eisenbahnfahrt — und man muß gesehen haben, was das bedeutet — zurücklegen, um das Kolleg zu besuchen. Ein junger Student der Rechtswissenschaft, der sich seine Kartoffeln selber zubereitet, liest zum Essen ein Buch, das ihn fesselt, um nicht zu merken, daß es gefrorene Kartoffeln sind, die er hinunterwürgt. Der Sohn des Papa Spengel vom «Roten Ochsen» in Heidelberg, wo die Schweizer abzusteigen und sich zu finden pflegten, könnte nicht so unrecht haben, wenn er trübsinnig feststellt, die alte Burschenherrlichkeit sei endgültig vorbei und werde nun wirklich nie wiederkehren.

Verheißungsvoll aber scheint uns, daß es im heutigen Deutschland auch schon wieder eine reifere Schuljugend gibt, die sich bewußt und leidenschaftlich dagegen wehrt, unterzugehen. In einer großen Industriestadt haben wir Gelegen-

heit, einem Frühlingsfest der «Roten Falken» beizuwohnen, das im Saal der evangelischen Kirche stattfindet. Der Raum ist schon eine Viertelstunde vor Beginn zum Bersten voll. Was geboten wird, mag, streng gemessen, nicht besonders substantielle Kost sein. Der Anlaß ist auf Frühling, Sonne, Blumen, Freundschaft und, verschämt, auch etwas auf Liebe abgestimmt. Aber es war doch schon etwas, daß hier jemand die Jugend zusammenrief, sie sammelte und versuchte, sie aus der Trostlosigkeit der Ruinen herauszuholen. Seltsam tönte das ja schon, wenn diese Jungen und Mädchen, von denen einige nur mit Schnüren befestigte Holzböden trugen, zu singen begannen: «Kommt, und laßt uns tanzen, springen, kommt, und laßt uns fröhlich sein.»

Was aber jener junge Mensch, der offensichtlich mit einigen anderen zusammen die ganze Veranstaltung trug und durchführte, den Eltern und Kindern in seiner kurzen Ansprache als Ziel und Programm der Arbeit vortrug, war ehrlich und recht. «Wir», sagte er, «wollen eine Erziehungsbewegung sein mit der Devise: Freundschaft — Ordnung — Solidarität. Es handelt sich also nicht etwa wieder darum, die Jugend als Vorspann einer politischen Partei zu mißbrauchen. Solche Vergewaltigung der Jugend darf nie mehr vorkommen. Wir brauchen jetzt», fuhr der Leiter dann fort, «Freude und Glück und wollen miteinander versuchen, etwas von dem Kinderparadies nachzuholen, das die meisten von uns nur vom Hörensagen kennen. Es gilt jetzt, den Kampf gegen Gleichgültigkeit und Hoffnungslosigkeit unter der Jugend aufzunehmen.» Mit dem stark applaudierten Ausruf schließt der junge Redner: «Wir sind weder schuldig noch verloren, wir wollen nur leben!»

Solche Bemühungen um die Jugend, man kennt diese Art übrigens in jedem Volk, sind nicht zu verachten. Dennoch drängen sich uns hier von der Bibel her einige Fragen auf.

Vor allem würde einen die Antwort auf die beiden Fragen interessieren: «Woher?» und «Wohin?» Aus welchen Kräften heraus will man hier die Jugend vor dem Untergang retten, zu Freundschaft, Ordnung und Solidarität anhalten? Und wenn es wirklich nicht darum geht, hier Nachwuchs für eine politische Partei zu pflanzen, wohin geht dann die Fahrt? Welches ist das Ziel? Es war nicht nur eine Ungeschicklichkeit, sondern an sich bezeichnend, daß das flott und zügig durchgeführte Frühlingsfest damit beginnen mußte, daß einer der Veranstalter auf die Bühne trat und den Ruf in den Saal hinausdonnerte: «Ruhe! Wir fangen an!» Und es war ebenfalls nicht nur Zufall, daß der Anlaß schließen mußte mit einem Massenchor, der durch seine Größe und Stimmstärke mehr imponieren mußte als durch seinen Geist. Eine Erziehungsbewegung. Keine schlechte Formel. Aber flott und zügig konnten auch schon andere «Erziehungsbewegungen» ihre Frühlingsfeste durchführen, und die Massen waren auch dabei. Ja mehr noch! An Erziehung hat es doch in Europa kaum gefehlt, seitdem ein Fichte über die «Erziehung des Menschengeschlechtes» schrieb. Erzogen wurde in Europa schon vor dem ersten und erst recht vor dem zweiten Weltkrieg. Aber eben, wir fragten nicht nach dem Woher und nach dem Wohin. Das ist gefährlich. Die Fragen nach dem Fundament und nach dem Ziel allen Erziehens aber sollten heute endgültig aufgehört haben, als nebensächlich eingeschätzt zu werden.

Kirchliche Jugend

Wir treffen in Deutschland immer auch ausgesprochen kirchliche Jugend. Es ist ein auffälliges Merkmal, daß sie nicht in Massen auftritt, sondern in Gruppen und Grüpplein. Eine Gemeinde sahen wir, die führt im Verlauf dieses Sommers trotz unsäglicher Schwierigkeiten nicht weniger als drei je wöchige Jugendlager durch, eines für Konfirmanden, eines für Konfirmandinnen und eines für Jugendliche unter zwanzig Jahren. An einem Ort war erst tags zuvor bekanntgeworden, daß zwei Gäste kommen und sprechen würden. Es blieb außer der Jugendgruppe keine andere Publikationsmöglichkeit. Die Jugend aber sorgte, wie der Besuch dann offenbarte, nicht nur prompt, sondern auch gründlich dafür, daß der Anlaß im ganzen Ort bekannt wurde.

In einem Landesteil durften wir eben das Erscheinen der ersten Nummer einer christlichen Jugendzeitschrift miterleben. Eine Publikation von gefälligem Format und in frischem Farbenkleid, unter dem bezeichnenden Titel: «Der Baustein». Dieser kirchlichen Jugend ist es klar, womit sie bauen will. Es steht ihr außer aller Diskussion fest, wer das Fundament des Neubaus ist. Während es bei uns in der Schweiz immer noch da und dort kirchliche Jugendgruppen geben kann, die ihren Aufbau in allerlei Betrieb suchen, ist es unseren Glaubensgenossen in Deutschland und wohl auch in anderen heimgesuchten Ländern aus den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit heraus klargeworden, daß Mittelpunkt, Fundament und Kraft aller kirchlichen Jugendarbeit die Bibel ist.

Nicht weniger klar ist ihnen das Ziel. Als Sinn und Zweck aller kirchlichen Jugendarbeit erkennen sie die Sammlung zur Gemeinde hin. Der junge Christ soll werden, was er durch die Taufe schon ist: Glied der Gemeinde, am

Leben der sichtbaren Kirchgemeinde beteiligt und in der sichtbaren Gemeinde für dieselbe mitverantwortlich. An mehr als einem Ort sahen wir, wie an Stelle von einstigen Kirchenchören, die nicht mehr existierten, nun ein Schärlein von konfirmierten Burschen und Töchtern einen Choral sang. Und wie gerade diese Jugendgruppen sangen, so fern von allem theatralischen Pathos, so gehalten und gedämpft von Leid und Schrecken, und doch so jubelnd aus dem Glauben heraus! Da fühlte man sich jeweilen auf einmal nicht mehr in der Fremde, sondern in jener Heimat, welche alle, die glauben möchten, gemeinsam haben. Nebenbei gesagt, meinen wir beobachtet zu haben, daß solche Jugendgruppen ihre Bestimmung am kräftigsten auswirkten, die nicht durch einen überbeschäftigten Gemeindepfarrer, sondern durch einen hingebenden «Laien» geleitet und gehirtet sind.

Aufgefallen ist uns immer wieder auch, daß es sich hier zwar nicht um eine ausgesprochen brave, im Sinne von harmlos lebender Jugend handelt, wie klar sie sich aber der Gefahr des sittlichen Zerfalles bewußt ist, der ihr droht, und wie ihr, wenn auch nicht immer ein erfolgreiches Widerstehenkönnen, so doch ein entschiedener und getroster Widerstand dagegen geschenkt ist. Die Leiterin eines Jugendwerkes stellt die Konflikte, die sich diesen jungen Christen in den Weg stellen, etwa mit folgenden bewegten Worten dar: Sie «klauen», aber sie tun es nicht, als wäre das in Ordnung. Sie wissen, daß sie nicht klauen dürfen. Im Winter kann es vorkommen, daß eines nach Verabredung einige Stück Kohle in die Jugendgruppe bringt, um das Oefelchen im Sitzungsraum ein wenig anzuheizen, und später kann dieser selbe junge Mensch kommen und gestehen, daß es leider geklaute Kohle war. Da zieht einer mit gefälschtem Paß über den Rhein in die andere Zone, weil er vernommen hat, die betagte Mutter, die drüben wohnt, sei gesundheitlich nicht am

besten dran. Sie tun solches mit belastetem Gewissen, das heißt, sie würden es unter normalen Umständen bestimmt nicht tun. Den jungen Mädchen ist bewußt, daß die wenigsten unter ihnen in absehbarer Zeit werden heiraten können. Es gibt jetzt Gegenden in Deutschland, da das numerische Verhältnis zwischen Frauen und Männern im heiratsfähigen Alter 7 : 1 ist. Man wird dabei an die merkwürdige Nähe jener Prophetenworte erinnert, daß es so weit kommen wird, «daß sieben Weiber werden zu der Zeit einen Mann ergreifen und sprechen: Wir wollen uns selbst nähren und kleiden, laß uns nur nach deinem Namen heißen, daß unsere Schmach von uns genommen werde»(Jesaja 4). Die Versuchung zum empörten Protest gegen diese Not und zum sexuellen Abenteuer ist unvorstellbar. Der Kampf dagegen ist nicht immer erfolgreich, aber der gute Kampf des Glaubens wird gekämpft. Diese selben Jungen wünschen und bestehen auf ihrem Wunsch, daß man mit ihnen die Zehn Gebote durchbespreche. Sie suchen Halt im Wort, Anlehnung in der Gemeinde, erfahren ja doch nicht wenige von ihnen in der eigenen Familie alles andere als Behütung und Beistand.

Tief beeindruckt haben einen jene Familien, mit denen wir das bescheidene Mahl teilen durften, da die Eltern, zusammen mit ihren Kindern, laut vor Tisch beteten und da bei der nachfolgenden Familienandacht sämtliche Kinder ihre zum Teil zerfallenden und verschlissenen Bibeln vor sich aufgeschlagen hatten. Hier geht in der Verborgenheit der christlichen Familie eine Saat auf, die ihre Frucht zeitigen wird.

Ganz seltene Möglichkeiten scheinen jetzt in gewissen Gegenden Deutschlands für eine bewußt christliche Lehrerbildung zu bestehen. An einem Orte warten am Nachmittag um 4 Uhr 200 Erzieher und Erzieherinnen auf unsere Ankunft. Vom Auto weg geht es hinein zu einer biblischen Betrachtung über Grundlage und Ziel und über die Grenzen

allen Erziehens. In der Aussprache können wir den Anwesenden unser Erstaunen darüber nicht verhehlen, daß 200 Pädagogen zusammenkommen, um einen Bibelvortrag zu hören. Da war es, wie übrigens so oft, an uns Schweizern, unsere deutschen Glaubensbrüder zu beglückwünschen und beinahe ein wenig zu beneiden. Was sind alle noch so gut gemeinten ausländischen Umerziehungsarbeiten im Vergleich zu solch verheißungsvollen Zeichen einer kommenden Erneuerung der deutschen Schule aus den letzten Kräften heraus! Denken wir Schweizer nur nicht allzu selbstsicher über unsre traditionelle Schulmeistertüchtigkeit. Unversehens könnten hier Letzte Erste sein und Erste Letzte!

Ich möchte dieses Kapitel schließen mit einem kleinen Erlebnis, das mir wie ein besonders helles Zeichen und Symbol für die deutsche Jugend vor der Seele steht. Wir waren in einer schwer zerbombten Stadt nach dem Abendvortrag noch zusammengesessen mit einer Anzahl Persönlichkeiten des Ortes und hatten bis in die ersten Morgenstunden hinein über die gegenwärtige Lage der deutschen Kirche und des deutschen Volkes gesprochen. Es war ein offenes, zum Teil belastendes Gespräch. Am andern Morgen nach sieben Uhr erwache ich an den Klängen eines unbeholfen gespielten Chorals. Das zehnjährige Kind des Hauswartes übt Klavier. Dort, jenseits der Straße, 15 Meter von hier entfernt, liegen klaftertief die Ruinen der Wohnstätten. Und hier oben im Hause übt ein zehnjähriges Kind Klavier.

Am Rand des Trümmerfeldes steht ein junger Kirschbaum. Einseitig ist er verbrannt; die andere Seite will blühen —. Ein Bild und Gleichnis von Deutschlands Jugend zwischen gestern und morgen.

Der Deutsche und seine Besetzungsmacht

Seltsamerweise gibt es in diesem Volk immer noch so etwas wie, ach, darf man dem Humor sagen? Ist es nicht vielmehr so, daß wenn überhaupt einmal ein Deutscher lacht, daß dann eben gerade in diesem Lachen eine solche Bitterkeit sich Luft macht, daß man eher von Galgenhumor oder von Hohn und Spott reden müßte! In Berlin stand man in der Straßenbahn schon beim Start so dicht, daß man Kummer haben mußte, der Füllfederhalter in der Seitentasche der Weste könnte brechen. Bei jeder kommenden Station aber wurden immer neue Passagiere hineingepfercht. An einer der Haltestellen ruft der Schaffner, offenbar aus alter Gewohnheit: «Einsteigen, Platz nehmen, bitte!» Platz nehmen? Die Stehenden brechen in ein schallendes Gelächter aus. Der greise Beamte aber, der daraufhin innewird, was er gesagt hat, lacht gutmütig mit. An einer Hilfsstelle, wo die Leute trotz ihrer wahrhaft östlichen Geduld aus offenbar langjähriger Uebung im Schlangenstehen doch etwa einmal Gefahr laufen, ungeduldig zu werden, liest man die launigen Worte an der Tür des Sprechzimmers: «Unmögliches wird sofort besorgt, für Wunder brauchen wir einige Tage.» Die Entlastungszeugnisse, die man vor den Entnazifizierungsausschüssen beibringen kann und die tatsächlich auch in ganzen Stößen erbracht werden, nennt man im Volksmund «Persilzettel», das heißt Reinwaschzettel, weil erfahrungsgemäß die Zahl dieser Zeugnisse um so größer ist, je mehr politischen Dreck am Stecken einer in der Vergangenheit hatte. Die Partei, die sich Christlich-Demokratische Union nennt, die zwar vorgibt, auch eine Partei für Protestanten zu sein, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist als eine etwas umfrisierte Neuauflage des alten Katholischen Zentrums, nennt man abgekürzt CDU. Der Volksmund liest diese Buchstaben in um-

gekehrter Reihenfolge und gelangt auf diese Weise zu der Wortbildung: «U-nd D-och C-entrum»! Als der letzte Winter so kalt und so streng war, da wurde denen, die sich allzu offensichtlich nach den in ganz Europa herum zusammengestohlenen Fleischtöpfen des Nationalsozialismus zurücksehnten, in bissiger Satire die Klage in den Mund gelegt: «Unter Hitler war das Wetter dann doch besser.»

Der schärfste Witz richtet sich freilich gegen die Besetzungsmacht. Was sich hier an Unmut und verhaltenem Groll Luft macht, ist unmißverständlich. Dabei meinen wir, etwa einmal beobachtet zu haben, daß in allen Zonen das Verhältnis zur Besetzungsmacht gespannt ist, ja daß das Volk sehr leicht geneigt ist, zu denken, in der anderen Zone hätten die Leute es leichter und in keiner von allen sei es so schlimm wie gerade in der eigenen. Man kann sogar das Schauspiel erleben, daß innerhalb einer Versammlung von Leuten aus dem Osten und aus dem Westen sich eine Art Zonenstreit entspinnt, indem ein Vertreter aus dem Osten die Westzonen als reinstes Schlaraffenland schildert, so daß die Leute aus den West- und Südzonen aufstehen und den Bruder aus dem Osten eines Besseren, beziehungsweise eines Schlimmeren, belehren müssen. Man darf eben nicht vergessen, daß auch schon die andere Zone für den Durchschnittsdeutschen «Ausland» zu werden beginnt, indem die Zonengrenzen beinahe die Stärke und Dichtigkeit von Auslandsgrenzen bekommen haben. Wenn man bedenkt, wie sehr durch diese Zonengrenzen nicht nur alle menschlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die doch innerhalb eines Volkes im Laufe auch nur eines Menschenalters sich zu bilden pflegen, zerschnitten werden, so wie der Spaten rücksichtslos den Wurm zerschneidet, wenn man in Betracht zieht, wie sehr auch aller Handel und Wandel, wenn man davon überhaupt schon reden kann, dadurch unterbunden und gehemmt ist,

und wenn man sich dazu noch vergegenwärtigt, daß diese Vierzonenpolitik eigentlich weniger ein Zeichen der Zusammenarbeit unter den vier Partnern darstellt, als vielmehr eine ständig wachsende Rivalität unter ihnen, die sie nun einfach auf deutschen Boden verpflanzen und auf deutschem Boden austragen — dann versteht man einigermaßen das Unbehagen und den Ingrimm vieler Deutschen über diesen Zonenunsinn. Dieser wachsende Widerwille gegen die Besetzungsmächte findet wiederum im Witz seinen entsprechenden und unverhüllten Ausdruck: «Die Sonne der Alliierten brennt uns alle wieder braun.» Oder: Der Beweis, daß Hitler nun endgültig und unwiderruflich gestorben sei, sei nun erbracht. Man habe zwingende Anzeichen gefunden. Sein Geist gehe nämlich bei den Amerikanern um. Oder Hitlers 1000-jähriges Reich werde nun dank den Alliierten doch noch verwirklicht. Zwölf Jahre habe die Nazifizierung Deutschlands gedauert, 988 Jahre werde die Entnazifizierung währen. Oder: Die drei Buchstaben, die in Ockerfarbe auf den schwarzen Untergrund der Autos gemalt sind, T. O. A., das heißt Troupes d'Occupation en Allemagne, werden vom Mann der Straße gelesen als T-eror O-hne A-dolf. Das bitterste aller derartigen Wortspiele dreht sich freilich um die Hilfsaktion der Amerikaner, um die sogenannte UNRRA. Man munkelt, das heiße in Wirklichkeit, wenn man an all die Schätze denke, die der Amerikaner übers Wasser hole: U-ns N-ehmens R-ein R-adikal A-lles.

Nun sagt zwar Winston Churchill in seinem Buch «Gedanken und Abenteuer», solange man über einen Staatsmann oder über eine Regierung Witze mache, sei es noch nicht ganz hoffnungslos. Erst wenn ein Politiker aufgehört habe, Zielscheibe für Karikaturen und Witze zu sein, stehe es böse um seine Popularität. Wenn aber die Witze so gepfeffert daherkommen, wie das jetzt tatsächlich bei den Deutschen

der Fall ist, dann hätte wohl auch der mutige Winston Churchill nicht mehr den Mut, daraus den Schluß zu ziehen, es handle sich dabei um verblühte Komplimente.

Im Anfang seien die Herzen der Deutschen weit offen gewesen für die fremden Eroberer. Man habe sie aufrichtig als Befreier begrüßt und als Bringer einer besseren Welt, als Adolf Hitler sie habe bieten können. Heute ist von diesem Vertrauen und von dieser Bereitschaft nichts mehr zu spüren. Auch die Demokratie scheint damit ihre Chancen, die eine Zeitlang vorhanden schienen, verloren zu haben. Wenn man jetzt einen Durchschnittsdeutschen will hochgehen lassen, dann muß man über Demokratie reden. Diese Tatsache ist bitter, aber es hat keinen Zweck, sie nicht sehen zu wollen. Der Deutsche haßt heute seine Besetzungsmacht; es ist Haß aus Enttäuschtheit.

Wir haben nicht wenige Beamte und Funktionäre der Besetzungsmacht getroffen, die ihre Aufgabe, die sie am deutschen Volk zu erfüllen haben, ernst nehmen und die wahrhaftig nicht nur als fremde Herren dasitzen, sondern für die Deutschen eintreten und Härten mildern, wo immer sie es verantworten können vor Gott und ihrer Regierung. Sie tun ihre Arbeit mit Anstand und bewundernswerter Hingabe, und zwar auch dann, wenn sie etwa einmal das bittere Gefühl nicht loswerden, dafür Teufels Dank zu ernten oder gar mißbraucht zu werden. Der «Mittlerdienst» solcher Vertreter der Besetzungsmächte ist ein Gehen auf einem schmalen Grat, und es ist nötig, solchen Dienst nicht nur menschlich anzuerkennen, sondern auch in der Fürbitte, die der Gemeinde verordnet ist für alle Obrigkeit, vor Gottes Thron zu tragen.

Solche flotte Vertreter der Besetzungsmacht leisten innerhalb der oft nicht allzu großen Kompetenzen, die ihnen eingeräumt sind, eine Arbeit, die jetzt wahrscheinlich zum Wichtigsten überhaupt gehört in Deutschland. Sie können

zwar nicht wieder gutmachen, was andere Vertreter der Besetzungsmacht oder das System an Schaden anrichten, aber sie können mithelfen, daß die Verzweiflung der Deutschen nicht über Nacht zur Katastrophe wird. Man macht da eben auch seine Beobachtungen, die man als Schweizer und Demokrat schwer begreift. Es gibt Fälle, die verzweifelt nach Schikane à la Geßler aussehen. Wenn ein Kollege eine Buße bezahlen muß, weil er eben, als ein Fahnenaufzug stattfand, in mehr als 20 Meter Entfernung auf einem Dienstgang sich befand und den Hut nicht zog, dann sieht man sich lebhaft auf den Rathausplatz in Altdorf versetzt und hört den Meister Steinmetz sagen: «Wir unsere Knie beugen einem Hut! Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würd'gen Leuten?» Oder wenn in einer bestimmten volkreichen Hauptstraße jedermann aufs andere Trottoir hinüber sich begeben muß, weil da ein Regierungsgebäude der Besetzungsmacht steht, um das herum jedermann einen respektvoll weiten Bogen zu schlagen hat, dann kann man über so viel Staatsweisheit und Menschenkenntnis nur den Kopf schütteln. Einem gewissen sadistischen Spiel gewisser Lastwagenführer konnte man mehr als einmal zusehen. Jedermann weiß, wie empfindlich die Bevölkerung bombardierter Städte auf schrille Laute hin heute noch und wohl ihr Leben lang ist und bleibt. Das hindert gewisse Chauffeure nicht daran, die Sirene ihrer Wagen so spielen zu lassen, daß sie die Straßenbenutzer teufelsüchtig zu fluchtähnlichen Seitensprüngen treiben, um dann die «Vergelsterten» mit Grinsen und Lachen zu verhöhnen.

Der Gedanke daran, daß die Deutschen sechs Jahre lang noch ganz andere Elemente unter ihren Besetzungstruppen haben mochten, das Wissen um die Härte der deutschen Besetzung hilft hier zwar vieles verstehen, aber entschuldigt nichts. Hitler erhob nicht den Anspruch, in der Welt als anständig zu gelten. Jedermann wußte, wessen er sich mit

Hitler zu versehen hatte, wenn der an die Macht kam. Von den Gegnern Hitlers hätte man Besseres erwartet, und es wurmt einen in der Seele der Gedanke, wie sehr dadurch die Demokratie in Verruf gerät. Wenn man bedenkt, was es heißt, wenn ein Oberbürgermeister in großer Bedrängnis den Platzkommandanten im Blick auf die katastrophalen Hungerserscheinungen fragt, was soll ich tun? Und wenn der Unmensch ihm antwortet: «Den Friedhof erweitern», dann begreift man, daß vielen Deutschen der schreckliche Gedanke kommt, es sei zutreffend, daß man das deutsche Volk mit Vorsatz und Absicht umbringen und ausrotten will. Besetztes Gebiet sein ist eine schreckliche Sache. Die Völker tun gut, sich nicht erst dann über die Härten einer Besetzung zu beklagen und aufzulehnen, wenn man das Los der Besetzung tragen muß, sondern schon dann, wenn man dies Los den anderen zufügt.

Aber auch Besetzungsbehörde in Deutschland sein, ist nicht leicht. Besonders viel Sympathien verlieren leider die Besetzungsmächte durch das in der Tat unbegreiflich endlose Andauern der Denazifizierung. Daß eine solche hat stattfinden müssen, und daß sie streng durchgeführt worden wäre, hätte die Billigung und Genugtuung eines Großteils der Bevölkerung gefunden und bewirkt. Aber die nicht endenwollende Unsicherheit und der Umfang, den das, man darf jetzt schon sagen Denazifizierungsunwesen gewonnen hat, läßt einen schließlich zur Ueberzeugung kommen, daß das, was ursprünglich einen Sinn hatte, jetzt zum Unsinn zu werden droht, und was von Nutzen war, wird nachgerade zum Schaden. Aber gerade in der Denazifizierungsangelegenheit kann es einem klarwerden, wie schwierig es ist, in Deutschland Besetzungsmacht zu sein. Zuerst hört man sich all diese Klagen an und hat den Eindruck, dümmer und gemeiner als in der Frage der Denazifizierung könnte sich die Besetzungsmacht

kaum mehr verhalten. Mit der Zeit aber kommt man, gerade im Gespräch mit den Deutschen selber, zur bestimmten Ueberzeugung, daß die eigentliche Dummheit und Gemeinheit nicht bei den Alliierten, sondern bei den Deutschen selber zu suchen ist. Wohl liefern die Alliierten gleichsam den Rahmen zur Durchführung dieses heiklen Geschäftes, aber in den Denazifizierungsausschüssen sitzen in sehr stattlicher Vertretung Deutsche.

Und nun ist es eine Tatsache, daß, niedergehalten durch die Besetzungsmächte, nicht geringe innerdeutsche Spannungen und Zusammenballungen vorhanden sind. Nach zwölfjähriger Zwangseinheit hat sich ein zwar verborgener, aber ein sehr lebensfähiger und kräftiger innerdeutscher Haß mit einer heimlich sehr wirksamen Dynamik in diesem Volk ansammeln können. Was in der Demokratie in einer Unzahl von ernsthaften Kämpfen, von kleinen Zwistigkeiten und persönlichen Rivalitäten sich auswirken kann in einem Volk, das hat sich im Deutschland Hitlers angesammelt und ist jetzt in der Seele dieses Volkes in besorgniserregenden Mengen vorhanden. Wir hatten Gelegenheit, der Maikundgebung in einem bedeutsamen Industriezentrum beizuwohnen. Es ging im großen und ganzen sehr gesittet und man hatte den Eindruck eher müde zu. Wenn der Wind die beiden roten Fahnen auseinanderfaltete, dann sah man einen Kreis von dunklerem Rot; daneben war das Fahnentuch verblaßt. Das war der weiße Kreis mit dem schwarzen Hakenkreuz, das man einfach herausgetrennt hatte. Die beiden Gewerkschaftsführer sprachen durchaus im Zeichen einer ahnungslosen Restauration. Was man bis 1933 machte, war recht; wir dürfen heute gerade dort anfangen, wo wir damals in unserem Tun gestört worden sind. Zu ändern hat man sich da offenbar nicht, und gelernt haben will man auch nichts. Nur an einer einzigen Stelle sind diese beiden Redner heftig und radikal geworden,

nämlich da, wo sie auf die «andern» zu sprechen kamen. Wer nicht denkt wie sie, wer anderer Gesinnung ist und andere Wege gehen muß, der «hat abzutreten», der «hat zu verschwinden». Man traut seinen Ohren nicht. Abtreten, verschwinden — aus wessen Mund hat das deutsche Volk und hat die Welt seit 1933 diese Worte zu hören bekommen?

Diese inneren Spannungen zwischen den Deutschen selber finden nun, diesen Eindruck wird man beim genaueren Hinhören nicht los, in den Denazifizierungsausschüssen ein gewisses Ventil. In diesen Ausschüssen hat man heute als Deutscher die Gelegenheit und Möglichkeit der Mitsprache und des Mitbestimmens. Dabei ist natürlich die Versuchung riesengroß, auf diese Weise, im Schatten und Schutz der Besetzungsmacht, ungestraft seine eigenen Geschäfte zu machen. Wie oft hört man doch hin und her im Lande die Klage, dieser oder jener einflußreiche politische Block rede ein gewichtiges, natürlich parteipolitisch gefärbtes Wort in der Denazifizierungskommission mit! Bald sind es die Kommunisten, bald die Katholiken, auf deren Druck hin dieser Beamte, jener Lehrer entfernt und an seine Stelle einer von der eigenen Seite eingesetzt wird. Hier kann man seine Resentiments der letzten zwanzig Jahre abreagieren, hier kann man seine politischen, wirtschaftlichen, menschlichen oder gar weltanschaulichen und konfessionellen Gegner eben «abtreten», «verschwinden» lassen. Auf diese Weise aber nimmt das Denunziantentum Ausmaße an, wie es in den vergangenen Jahren nicht viel schlimmer gewesen sein kann, und die persönliche Sicherheit der Menschen ist dahin. Die Oberverantwortung für diesen Unfug aber hat die oberverantwortliche Behörde. Der Groll über erlittenes Unrecht richtet sich gegen die Besetzungsmacht und nicht gegen die eigentlichen Verursacher, die eigenen «falschen Brüder». Schon die bloße Staatsklugheit müßte darum die Besetzungsmächte dazu brin-

gen, hier so rasche Arbeit wie möglich zu leisten und vor allem vorläufig einmal das Heer der Schuldigen zu verkleinern, indem die Jungen und die schlichten Parteigenossen aus den Gerichtsakten endgültig abgesetzt würden. Eines ist gewiß: Jede neue Woche, da die Denazifizierungsausschüsse weiterfunktionieren, bedeutet einen gewaltigen Kreditverlust für die Alliierten. Die Redensart: Denazifizierung ist Renazifizierung bekommt immer mehr Oberwasser. Es ist schon jetzt so weit, daß die Gemaßregelten, auch wenn sie ursprünglich schuldig waren und vom Mann der Straße gehaßt worden waren, damit rechnen können, einen Gutteil der Volkssympathie auf ihrer Seite zu haben.

Es ist wahrlich nicht leicht, das Erbe oder genauer gesagt die Konkursmasse Adolf Hitlers anzutreten und zu verwalten. Es brauchte dazu nicht nur Amerikaner, Franzosen, Russen und Engländer, sondern es wären hier Engel vonnöten. Erwägt man aber einmal einen Augenblick die Möglichkeit, die Besetzungsmächte könnten innert 24 Stunden den deutschen Boden verlassen, dann sagt uns jeder einsichtige Deutsche: Dann hätten wir innert 48 Stunden in Deutschland alle blutige Köpfe, und das Chaos wäre da. Abschließend wären unsere Erwägungen über dieses Kapitel etwa so zusammenzufassen: Die Besetzungsmacht, jede Besetzungsmacht, auch die beste, ist ein Uebel. Keine Besetzungsmacht aber wäre bei der jetzigen seelischen Verfassung des deutschen Volkes wohl das noch größere Uebel. Deutschland hat Seelsorge nötig.

Drei Kirchen

Die Stadt war evakuiert worden. Der Pfarrer und seine Frau, zusammen mit einem kleinen Rest der Gemeinde, waren zurückgeblieben. Dann kam das große Bombardement. Sie saßen im Keller des Pfarrhauses, einem besonders stark gebauten Gemach. Wie aus einer Vorahnung heraus war das Kellerfenster einige Tage vorher noch mit einer massiven Panzerplatte verschlossen worden. Die Erde habe unter der Wucht der Einschläge geschwankt. Es sei fast so gewesen, wie wenn man bei sehr starkem Wellengang sich auf einem Meerschiff befinde. Der Luftdruck aber sei so gewaltig geworden, daß die Platte am Fenster, als wäre sie Glas, eingedrückt worden sei. Eine dicke Wolke von Mörtelstaub habe angefangen, das Atmen in beängstigender Weise zu beeinträchtigen. Auf einmal sei unter dem Schlag eines Volltreffers das dreistöckige Haus über ihnen zusammengesunken. Die Bruchteile von Augenblicken seien nicht zu beschreiben, während welcher es sich entschied, ob die Kellerdecke widerstehen könne oder durchschlagen werde. Sie habe standgehalten.

Und dann erzählt er weiter, wie sie aus dem nun, Gott sei Dank, eingedrückten Kellerloch sich herausgearbeitet hatten, wie sie, endlich oben, und endlich wieder imstand, etwas zu sehen, eine ihnen völlig unbekannte Gegend antrafen, keine Häuser mehr, keine Straßen mehr, nur Hügel über Hügel, wie in einer Steinwüste. Das erste, das sie hören, ist der Hilfeschrei eines Ueberlebenden aus einem der Keller hervor, eines französischen Kriegsgefangenen, wie sie ihn herauszuarbeiten versuchten, er zusammen mit einem andern der Verschüttung Entronnenen. Und wie sie so über die Schuttberge steigen, was sehen sie dort oben auf dem Mauerstrunk?

Wie ein Marmorblock blendendweiß im Zwielight der Dämmerung? Wie sie näher zusehen, ist's ein abgetrennter Menschenkopf. Der Begleiter schreit: «Jeh, das ist ja der Schenk Hannes!»

So erzählen die Leute. Keine Kirche, kein Pfarrhaus mehr, das evangelische Krankenhaus um einen Drittel niedergehauen. Die Stadt ist zu 85 Prozent zerbombt. Und doch, wenn sie vorher 30 000 Einwohner beherbergte, so sind jetzt wieder deren über 20 000 zurückgekehrt, dahin, wo einst ihre Heimat war. Man sieht zum Teil noch kaum, wo früher Straßen durchliefen. Und fragst du den Geistlichen, wo denn nun seine Leute wohnen, dann sagt er dir, du müßtest einmal des Nachts durch die Trümmer wandern, dann würdest du staunen darüber, wo überall noch Lichter aus der Erde hervorleuchteten und also Menschen wohnten. Zum Teil hausen sie, in unvorstellbarer Weise zusammengepfertcht, in den weniger hergenommenen Vorbezirken und in Gartenhäuschen.

Es ist Samstagabend. Eine Gruppe junger Menschen, in aller Bescheidenheit festlich aufgezupft, bewegt sich stadtauswärts. Sie gehen offensichtlich zum Tanz. Sie sind zu sieben, zwei Burschen und fünf Mädchen. An einem zerbombten Gebäude kann man aus den paar noch vorhandenen Buchstaben heraus erraten, daß es einst eine mechanische Werkstätte war. Der Garten davor ist nicht nur geräumt, sondern peinlich exakt und schulgerecht wie vom Gärtnermeister bestellt. Er ist ein richtiger Herrschaftsgarten geblieben und steht in vollem Maienflor. Und dann kommt man zu einem seltsamen Ort. Es muß einst einer der Hauptplätze der Stadt gewesen sein. Da hat sich früher um diese späte Sonnabend-Nachmittagsstunde ein arbeitsames Völklein getummelt und hat sich Stelldichein gegeben im Genuß des wohlverdienten Feierabends. Jetzt gähnen rings herum die toten Fenster-

löcher einstiger Geschäftshäuser und öffentlicher Gebäude. Die angekohlten Balken sind, offenbar zu Brennholzzwecken, bis satt an den Schutt hinan abgesägt. An einigen Häusern sind Verbote angebracht, die das Wegnehmen von Holz und Steinen verhindern sollen. Schrecklich verbogen, wie aus einem Leib herausgerissenes Gedärme, ist das Röhrenwerk und die bloßgelegte Eisenarmatur eines Großkaufhauses anzusehen. Mitten auf diesem einstigen Paradeplatz aber steht jetzt mutterseelenallein ein Bismarck. Da steht er, gestiefelt, Grünspan auf der Pickelhaube, eben dran, mit herrischem Griff eine papierene Verordnung zu entrollen. Die Bomben, die ringsum grausam ganze Arbeit leisteten, haben ihn grausam stehen lassen, den eisernen Kanzler inmitten seiner versunkenen Herrlichkeit.

Es gibt an diesem Ort auch eine christliche Gemeinde. Im großen Fabrikationssaal einer Zichorienfabrik, deren äußere Mauern noch stehengeblieben waren, hat man nun in unermüdlichem Kampf ein regelrechtes Kirchgemeindehaus ausgebaut. Das geschah mit den primitivsten Mitteln. Jeder Nagel, jeder Tropfen Farbe mußte dabei erkämpft werden. Ein nicht großartiges, aber von Liebe und Hingabe strahlendes Gemeindeheim ist hier entstanden. Es ist ein Ort der Armut und des Notbehelfs, kann niemals aufkommen gegen die Kirchenpaläste, die ein gutbürgerliches Christentum einst auftürmte. Um so ergreifender nehmen sich die offensichtlichen Bemühungen aus, mit den vorhandenen, oder besser gesagt, trotz der fehlenden Mittel etwas Schönes und ausgesprochen Geschmackvolles hinzustellen. Ein rohgezimmertes, aber mit um so sorgfältiger auserlesenem Holz erstelltes Känzelein steht nicht über, sondern im Raum drin. Seitwärts, wo früher ein loggiaartiger Lagerraum sich etwas über den Hauptsaal erhob, ist jetzt eine prächtige Empore entstanden. Eine Dorf-

gemeinde aus der Nachbarschaft hat ihre kleine Orgel mietweise für zwei Jahre hergegeben. Wohl hat die Besetzungsmacht seinerzeit als erstes Bauprojekt, das sie an die Hand nahm, in der zerschossenen alten Töcherschule ein Kino eingerichtet, in das man viel, vor allem halbwüchsiges Jungvolk strömen sieht, aber dort unten, in jener so freundlich eingerichteten Notkirche der heimgesuchten Gemeinde habe ich einen Kantate-Sonntag miterleben dürfen, der einen an jenen denkwürdigen Freudentag in den notdürftig hergerichteten Ruinen Jerusalems erinnert, wovon Nehemia sagt: «Und die Sängersangen laut. Und es wurden desselben Tages große Opfer geopfert, und sie waren fröhlich. Denn Gott hatte ihnen eine große Freude gemacht, daß sich auch Weiber und Kinder freuten, und man hörte die Freude Jerusalems ferne.» Es wurde hier eine Art des Singens hörbar, die einem vorkam, als läge darüber ein Jubilieren, das nicht nur von Menschenmund stammt.

Ich durfte am Gottesdienst teilnehmen. Der Kantatesonntag war offenbar ein besonderes Ereignis für diese Ruinen-Menschen. Sie haben es unternommen, den Tag zu einem Kreis-Kirchenmusiktag auszugestalten. Aus der näheren und weiteren Umgebung, zum Teil aus beinahe unversehrten Dörfern, waren Leute zu Fuß und per Rad hereingekommen, meistens junges Kirchenvolk. Wir betraten den Gottesdienstraum durch eine Seitentür und kamen zunächst in eine halbfertige Suppenküche, wo von eifrigen Helferinnen in sauberen Schürzen schon die Vorbereitungen für die mittägliche Armenspeisung getroffen wurden. Das Wasser in den beiden riesigen Suppenkesseln stieß bereits kleine Dampfwolken aus. Hier inmitten der Küchenmannschaft zog der Prediger seinen Talar an. Dann betraten wir den dichtgedrängten Saal. Im Gottesdienst sangen die vereinigten Chöre, es sang die Ge-

meinde, es spielte ein kleines Orchester mit und das geliehene Dorförgeli, alles so seltsam zart, wie wenn ein schwerkrank Gewesener und nun Genesender zum erstenmal vors Haus in den Garten geht und nicht anders kann, als ein Liedchen anzustimmen, es tönte so zart, so menschlich gebrochen, und doch so göttlich kräftig; zwischenhinein sang sogar ein reiner Sopran ein Solo.

In der Mitte des Gottesdienstes aber stand eine kräftige Predigt. Der Nachbarpfarrer, ein Mann, der als Wachtmeister den ganzen Krieg durchlitten hat, sprach über das Wort: «Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab.» Er sagte, in aller Kürze zusammengefaßt, ungefähr dieses: Die eigentlich gute und wirklich vollkommene Gabe, die von oben herab kam, kommt und kommen wird, ist das Wort Gottes, das lebendige Wort, in Christus erschienen. Gott läßt zu, daß Familien sich ruinieren, Gott läßt zu, daß ein Volk sich ruiniert, aber nie läßt Gott zu, daß sein Wort ruiniert werde. Dies Wort bleibt. Es bleibt uns über den Ruinen; darum danken wir, dafür loben, darum singen, darum musizieren und jubilieren wir. Wir singen heute, auch wenn wir jetzt mit Scham erfüllt sind über das, was unser Volk in der Welt angerichtet hat, wir singen, auch wenn dabei unsere Tränen über die Leichname unserer Lieben fallen, wir singen, auch wenn uns das Heimweh nach unseren Gefangenen und die Sorge um unsere Vermißten plagt, wir singen, auch wenn uns der Magen vor Hunger schmerzt, wir singen, weil Christus lebt und sein Wort, die vollkommene Gabe, uns geschenkt ist heute.

Nach dieser Predigt sang die Gemeinde wieder. Welch ein Singen! Hungergezeichnete Menschen singen! Und dann kam die Strophe, die Paul Gerhardt einst auch für eine hungernde Kirche gebetet hat:

«Er weiß viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod,
Ernährt und giebet Speisen zur Zeit der Hungersnot,
Macht schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl,
Und die da sind gefangen, die reißt er aus der Qual.»

So sang diese Gemeinde. Es war kein Brüllen, wie wohlgenährte Menschen etwa, sogar auch wenn sie vor Gott stehen, zu brüllen pflegen, es war lebendiger, geistgewirkter, wenn auch menschlich gedämpfter, so doch kraftvoller, von aller Wehleidigkeit und Sentimentalität freier Gesang. So sangen die Bässe im Chor, so jubelten die Geigen und Flöten im kleinen Orchester, so bezeugten es die Pfeifen der gemieteten Dorforgel. Man konnte zwar nicht «schöne rote Wangen oft bei geringem Mahl» sehen; die Gesichter der Sänger und Sängerinnen waren bleich, schrecklich bleich, aber es lag ein Leuchten in den tiefliegenden und gerade darum so auffälligen Augen. Und draußen im Vorraum summt, sang und brodelte das Wasser für die Armensuppe.

Diese Gemeinde, die seit dem Krieg sich entschlossen hat, einen Kantor eigens zur Pflege des gottesdienstlichen Singens anzustellen, ist eine Ausnahme, man möchte fast sagen, ein aufgerichtetes Zeichen, ein Zeichen der Hoffnung und Ermunterung für die vielen anderen Schwestergemeinden, die so tief darniederliegen, daß sie noch nicht den Mut und die Kraft gefunden haben, wieder aufzustehen und einen, wenn auch noch so bescheidenen Weg mit noch so kleinen Schritten unter die Füße zu nehmen. In der endlos langen Reihe all der zerstörten Gebäude will die Erinnerung verweilen bei jener Vorortskirche. Es war früher das Villenquartier einer mittelgroßen Stadt, heute fast völlig niedergelegt. Die beiden Pfarrersleute wohnen in einer an die feste Gartenmauer angelehnten Nothütte, kaum so groß wie ein einzelner kleiner Wohnwagen einer Zirkusgruppe; aber ein Wohnwagen wäre

ein Haus im Vergleich zu diesem pfarrherrlichen Verschlag. Wie die beiden nicht mehr ganz jungen Bewohner hier den Winter durchgebracht haben, kann man sich mit viel gutem Willen nicht recht vorstellen. Der Raum ist durch einen Vorhang unterteilt. Hinten sollen zwei Schlafstätten sich befinden, vorn ist die Küche, der Wohnraum, das Empfangszimmer, das Studierzimmer, alles zusammen in einem Raum, den die Anwesenheit von vier Personen schon gedrängt anfüllt. Hier liegen die Reste der kärglichen Mahlzeit, der Aschenbecher mit dem erkalteten Pfeifchen, der Waschzuber und das Suppentöpfchen, die Kleiderbürste und das Kirchengebetbuch in malerischer Ordnung beieinander.

Wenn man es ihm nicht am zerschmißten Gesicht selber ansähe, wüßten wir vom Pfarrer auf Umwegen, daß er früher Korpsstudent war, daß er während des Krieges vier Jahre lang als höherer Offizier im Felde stand, und daß ihm der Oberbürgermeister schon mehr als einmal eine ausreichende Wohngelegenheit verschaffen wollte, was das Ehepaar bis jetzt in Anbetracht der Wohnungsnot der Gemeindeglieder dankend meinte ablehnen zu müssen. Er führt uns in seine Kirche. Es sind buchstäblich nur noch vier kahle Wände da. Die Gemeinde aber habe schon mehrere Male, wenn es die Witterung erlaubte, zwischen diesen vier Mauern unter freiem Himmel ihren Gottesdienst gefeiert. Der Altar ist verwüstet, aber merkwürdigerweise ist das Kriegerdenkmal an der Seitenwand stehengeblieben.

Beim Verlassen der Ruine bleibt der Blick an einem verwitterten Bibelspruch hängen, der mit einem fingerdicken ellenlangen Riesennagel an die Mauer geheftet ist. Unser Begleiter erzählt, es habe eine gewisse Bewandtnis mit diesem Spruch. Als es nach dem Bombardement bekannt wurde, daß in der Ruine ein erster Gottesdienst stattfinden solle, da sei die Woche vorher ein schüchternes Unterweisungskind zu

ihm gekommen und habe die Bitte ausgesprochen, ob es nicht vor diesem Gottesdienst einen Spruch zum Schmuck der Kirche bringen dürfe, es besitze nämlich daheim noch einen. Auf die Erlaubnis hin sei das Kind dann am Abend gekommen, mit dem Karton und dem Riesennagel. Unser Begleiter gestand, auf den ersten Blick hin habe er gestutzt, und als er dann den Spruch gelesen habe, sei er sehr nachdenklich geworden, und er habe sich einen Augenblick gefragt, ob er gerade diesen Spruch hinhängen dürfe; aber das Kind habe ihn so flehentlich angeschaut, daß er nicht habe widerstehen können, und er habe den Spruch bei jener Tür anhängen lassen, wo er, der Pfarrer, und seine Kirchenältesten ein und aus zu gehen pflegten. Seither prangen in den Ruinen jener Kirche, als einziger Schmuck, am großen rostigen Nagel aufgehängt, die Worte: «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.»

«Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne!» O Kind, bei dir war ein Engel. Und ein Engel war bei deinem Seelsorger, als er dir willfährig war. Der Spruch am rostigen Nagel bezeugt, daß der alte Gott noch lebt, von dem es heißt: «Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob aufgerichtet.» Um diese Kirche muß uns nicht bange sein. Sie ist zwar schrecklich zugerichtet; aber es gibt zerstörte Kirchen, die nicht zerstört sind —

Es gibt aber in Deutschland auch verschonte Kirchen. Eine derselben ist uns besonders eindrücklich geworden. Sie ist ausgestattet mit viel, fast will uns dünken mit allzuviel Malerei. Was da dargestellt ist, und wie es dargestellt und vor allem angeordnet ist, gibt uns zu denken. Jede Seitenwand des Schiffes trägt je drei Bilder in Großformat, auf der einen Seite die Zehn Gebote, die Bergpredigt und — in gleicher Höhe und Größe — den Thesenanschlag Luthers in

Wittenberg. Auf der anderen Seite drei Berufungen: die des Jesaja im Tempel, die des Paulus in Damaskus und — wiederum auf gleicher Höhe und in gleicher Größe — die Berufung Calvins nach Genf. Also «Schrift und Tradition», Bibel und Kirchengeschichte, genau gleich wie in der römisch-katholischen Kirche. Dabei will dieses Kirchengebäude ausgerechnet zum Gedächtnis an die Reformation gebaut worden sein. Ein deutlicherer Abfall von dem, was die Reformatoren bewog und bewegte, ist kaum mehr denkbar. Vorn im Chor strahlen wiederum riesige Glasmalereien, Szenen aus der Kirchengeschichte; einzelne Figuren sollen deutlich erkennbar die Gesichter der Familienangehörigen Wilhelms II. darstellen. Seitwärts, ganz verschämt im Hintergrund, rechts und links je ein Gemälde über Taufe und Abendmahl. In der Eingangshalle dieser Kirche steht ein Luther aus schwarzer Bronze in Ueberlebensgröße, eine Gestalt, zu welcher kaum der historische Luther, eher der Boxer Schmeling körperlich und vor allem geistig Modell gestanden ist. Diese Kirche steht in einem fast völlig verschonten, idyllisch gelegenen Ort. Sie hat sozusagen keine Scheibe verloren durch den Krieg. Einzig die Glocken sind heruntergeholt worden. Der Mann, der unbedingt will, daß wir seine verschonte Kirche uns ansehen, hat ein brennendes Anliegen an uns: ob wir ihm nicht Glocken aus der Schweiz liefern könnten?

Wir haben viel zerstörte Kirchen gesehen, diese hier aber schien uns beinahe die zerstörtste von allen. Es ist uns hier aufgegangen, daß eben auch verschonte Kirchen zerstörte Kirchen sein können, und umgekehrt, daß über zerstörten Kirchen eine geheimnisvolle Verschonung walten kann. Man wird gerade als Schweizer besonders nachdenklich über der Tatsache, daß Zerstörung zwar ein Unglück ist, aber Verschonung nicht unter allen Umständen ein Glücksfall sein muß. Wie groß ist doch die Zahl der Kirchen und Kapellen

in aller Welt, auch in unserem Land, die bis auf den Grund hinunter zerstört sind, längst bevor eine Bombe sie trifft! Hier dürfte es einem aufdämmern, daß der liebe Gott seine eigentlichen Sorgenkinder vielleicht nicht in den heimgesuchten, sondern in den verschonten Ländern hat —.

Das Gespräch mit den Deutschen

Dieses ist möglich. Selbstverständlich ist das freilich nicht. Es gibt ja überhaupt kaum etwas, das hier noch selbstverständlich wäre. Vielleicht ist das mit ein Grund, warum einem im heutigen Deutschland alltägliche Vorgänge zum Ereignis, fast möchte man sagen, zur Feier werden können. So ist es mit dem Essen. Es ist jedesmal etwas Bedeutsames, wenn man sich in diesem Land der Hungersnot mit deutschen Brüdern und Schwestern zum Essen setzt; es ist dann fast, wie wenn man Abendmahl miteinander hielte. So ist es auch mit dem Gespräch. Das Gespräch hat hier in einem fort die Neigung, die Grenzen des bloß Konventionellen oder der leeren Unterhaltung zu durchbrechen, um sofort Ernstfall zu werden. Gleich nach den ersten Sätzen fängt man an zu merken, daß es jetzt gilt, daß jetzt «scharf geschossen wird». Man sieht sich bald einmal vor Entscheidungen gestellt, zu Fragen und Gegenfragen veranlaßt, zu letzter Teilnahme aufgerufen oder zu äußerstem Widerspruch genötigt. Das Gespräch vermag hier nicht neutral, unverbindlich und harmlos zu bleiben. Es zwingt zur Auseinandersetzung und wird, im Geiste der Wahrhaftigkeit und Liebe geführt, immer aufs neue zum beglückenden Geschenk.

Im Zusammenhang mit dem Reden steht immer auch das Hören. Man trifft heute in Deutschland eine geradezu be-

drängende Bereitschaft und auch Fähigkeit zum Zuhören. Die Distanzen, die von den Leuten zurückgelegt werden, um einen Vortrag oder eine Predigt zu hören, sind auch für emmentalische oder berneroberländische Begriffe phantastisch. Im Gespräch mit einzelnen hat man als Ausländer immer wieder die Empfindung des Ausgesaugtwerdens. Zweihundert Männer, dazu die Mehrzahl im besten Alter, können anderthalb Stunden sitzen mit einer Art von Aufgeschlossenheit, wie wenn in längstentschwundenen Tagen die Großmutter Geschichten erzählte. Solche Bereitschaft verpflichtet natürlich zum Gegenrecht, wenn dann das Gespräch beginnt. Die Möglichkeit zur Aussprache sollte nach keinem öffentlichen Vortrag fehlen. Es ist geradezu eine Notwendigkeit, daß Menschen, die derart hören, sich dann auch sollen äußern können. Würde man die Möglichkeit zur Aussprache versagen, dann wäre das unmenschlich und Mangel an gewöhnlichem Anstand. Es ist ein Stück praktische Anerkennung und Bejahung der Menschenwürde, wenn Sprecher und Hörer sich nachher auf gleichem Boden im Gespräch begegnen. Die Stunden, die wir nach den Abendvorträgen noch zusammen mit den Gemeinden im Gespräch verweilen, sind unvergeßlich und gehören zu den Höhepunkten des Erlebens. Es ging in der Regel bis nach elf Uhr; an einem Ort saß die Gemeinde beim Schlag der Mitternachtglocke noch in der Kirche.

Bei diesen Gesprächen fällt einem auf, welch verblüffend geringen Anteil der menschliche Verstand an der eigentlichen geistigen Haltung der Leute hat. Was den Menschen bewegt und bestimmt, das sind in der Regel nicht verstandesmäßige Ueberlegungen, sondern Erlebnisse, Erfahrungen und irgendwelche Verhältnisse, Ereignisse und vorhandene Mächtigkeiten. Der menschliche Verstand ist wie eine leichte Feder, die vom Wind bald hierhin, bald dorthin geblasen wird. Die

Größe oder Kleinheit der Intelligenz spielt dabei keine Rolle. Man kann bei sehr einfachen Leuten Haltung antreffen und bei sehr geschulten Menschen Haltlosigkeit. Es ist sogar eine «Führerschicht» und Intelligenz möglich, die lediglich darin besteht, daß der Herr Doktor oder der Herr Professor zum Sprachrohr dessen wird, was in den Untergründen des Volkes vor sich geht. Solche Leute sind nicht geeignet zum Dienst am Steuer, sind sie doch nicht unbeirrbarer Kompaß, sondern Fahne im Wind, Nußschale auf den Wogen. Weil die Gegebenheiten und Mächtigkeiten des Lebens weitaus stärker sind als der menschliche Verstand, darum hat es keinen Zweck, in einer Diskussion rein verstandesmäßig den anderen überzeugen zu wollen. Was hilft ihm das? Mächtigkeiten müßte man mit Mächtigkeiten begegnen können. Man müßte während des Gesprächs bei aller Beteiligung des Verstandes eigentlich still und anhaltend für den Gesprächspartner eintreten. Das gilt wohl nicht nur in Deutschland für die Bedeutung und den Gebrauch des Verstandes, sondern überhaupt.

Was einem ferner im Gespräch mit vielen heutigen Deutschen auffällt, das ist die blutige Wundtheit. Man hat hier beinahe ausnahmslos Menschen vor sich, die unvernarbte und tiefliegende Verwundungen in sich tragen. Oft kann man gar nicht antworten, sondern kann lediglich feststellen, daß es unanständig wäre, mit einem halbtot am Wegrand Liegenden zu diskutieren. Der unter die Räuber Gefallene (in diesem Fall ist der Räuber der eigene Volksgenosse gewesen) schreit auf, seufzt und klagt. Da gibt es nicht viel mehr festzustellen und zu verhandeln, da ist nur noch Samariterdienst am Platz. Wie froh ist man doch um jedes Gramm Fett, um jede einzelne Kartoffel, um jedes Körnchen Grieß und um jedes Stäublein Mehl, um jedes Tröpflein Oel, das da hinausgeht und irgendwo den Hunger, wenn

auch nicht stillt, so doch lindert. Ich glaube, wenn wir sehen könnten, was auch geringe Hilfe und Handreichung da draußen diesen Menschen bedeutet, wir würden wieder ganz anders freudig mithelfen bei den Werken der dienenden Liebe und der Brüderlichkeit.

Mit dieser Verwundetheit der Deutschen hängt wohl auch das zusammen, was wir das mittelpunktliche Denken und Empfinden nennen möchten. Es ist das ein Wesenszug, wie er sonst vor allem den Kranken eigen ist, womit ich natürlich nicht einfach sagen will, die Deutschen allein seien krank. Wir müssen mindestens ganz Europa in diese Diagnose einschließen. Aber sehr zahlreich sind da draußen die Menschen, die in einem fort ohne daß sie es innerwerden Redewendungen brauchen wie: «Nur wir», oder: «Niemand so wie wir», oder: «So wie wir noch nie jemand solange die Erde steht.» Im Zusammenhang mit diesem mittelpunktlichen Denken und Empfinden sind auch die merkwürdigen Uebertreibungen zu werten, die man, vor allem auch aus dem Munde Intellektueller, hören kann, wie etwa: «Es ist heute ärger als unter Hitler», oder: «Ganz Deutschland ist heute ein einziges Konzentrationslager», oder: «Wir Deutsche sind die Parias Europas.» Man darf über solche Uebertreibungen nicht ungehalten werden. Sie hängen zusammen mit der tatsächlichen gegenwärtigen Hungersnot und eben mit jenem mittelpunktlichen Denken. Da ist es einem eine Wohltat, wenn hie und da einer zeitlich und örtlich über seinen eigenen Mittelpunkt hinaussieht. Was aber die häufigste Klage anbetrifft, dahin gehend, daß «es noch nie eine Zeit gegeben habe wie die unsrige», so wissen wir aus der Bibel zweierlei: Jede Zeit ist eine arge Zeit, jede Gegenwart ist dunkel, solange die verheißene Vollendung noch nicht da ist, solange es Leid, Geschrei, Schmerz und Tränen gibt und solange gesündigt und gestorben wird. Und keine Zeit ist, seitdem

Christus in die Zeit gekommen ist, mehr trostlos und hoffnungslos.

Es gibt einen Trost über jede Vergangenheit, und es gibt eine Hoffnung für jede Zukunft — auch für die deutsche —, freilich nur eine einzige Hoffnung und nur einen einzigen Trost: Christus. Darum gälte jetzt, zwischen Gestern und Morgen, das eine: Christus zu erkennen. Deutschland braucht Seelsorge. Seelsorge brauchen, das heißt: des Arztes bedürfen.

Die Verweigerung des Gespräches

Das trifft man im heutigen Deutschland auch. Wir wollen versuchen, den Ursachen und Hintergründen solcher Gesprächsverweigerung nachzugehen, um sie zu verstehen.

An der Fassade einer deutschen Universität stehen in goldenen Lettern die Worte geschrieben: «Dem ewigen Deutschtum.» Die Besetzungsmacht hat sie nicht heruntergeholt. Es hängt solch eine Anschrift zunächst zusammen mit dem Mißbrauch, der überhaupt mit dem Worte «ewig» je und je und eine Zeitlang mit besonderer Vorliebe getrieben worden ist. Wenn die Norweger von den «ewig singenden Wäldern» erzählen, und wenn wir Schweizer vom «ewigen Schnee» singen, dann ist das auch übertrieben, ganz zu schweigen gar von jenem seltsamen literarischen Erzeugnis, das in einem angesehenen Schweizer Verlag erschienen ist unter dem Titel: «Die ewige Schweiz». Und doch hat es noch eine etwas besondere Note, das Wort vom «ewigen Deutschtum», das an der Vorderseite der Freiburger Hochschule prangt. Man begegnet den Spuren dieses Besonderen am Empfinden der Deutschen ungesucht und unberufen immer wieder, und zwar auch bei Menschen, von denen man es nicht erwartet hätte.

Wir sangen als Kinder ein Schülerlied, das mit dem Refrain schloß: «Im schönen grünen Wald — im schönen grünen Wald.» Im Munde der deutschen Jugend aber schließt halt das Lied mit den Worten: «Im schönen deutschen Wald — im schönen deutschen Wald.» Oder es kann nach einem Vortrag eine sehr ernsthafte ZuhörerIn zum Rednerpult herantreten und in sichtlicher Ergriffenheit einem die Hand schütteln mit den Worten: «Eine deutsche Frau dankt Ihnen.» Oder es kann einem Mann, der wahrhaftig etwas verstanden und durchgelitten hat von den Spannungen, die dem Christenmenschen seinem eigenen Volk gegenüber auferlegt werden können, wenn er von den Glaubenskämpfen der Terrorjahre erzählt, auf einmal, ohne daß er es merkt, das Sätzlein entschlüpfen: «So was gibt es eben nur in Deutschland.» Den Gipfel leistete jene Tochter, sonst ein intelligentes, gesund empfindendes Menschenkind, das dem ausländischen Gast beim Abschied mit einem anmutigen Knicks einen Blumenstrauß überreichte mit den Worten: «Deutsche Maiglöcklein!»

Dies «ewige Deutschtum» nun begegnete einem hie und da auch im Gespräch und in der notwendigen Auseinandersetzung. Und zwar immer dann, wenn das Gespräch das Opfer des Umdenkens nahelegen begann und also ein wenig anfang, heiß und verbindlich zu werden. Dann konnte es etwa einmal vorkommen, daß dem Ausländer höflich oder auch grob und kurzerhand die Urteilsfähigkeit abgesprochen wurde. Es hieß dann etwa, es gebe Dinge, die nur derjenige beurteilen könne, der sie erlebt oder mitgemacht habe. Abgesehen von dem Körnlein Wahrheit, das darin liegt, ist hier zu sagen, daß doch auch umgekehrt der Mensch erst dann ein einigermaßen zutreffendes Urteil über ein Erleben hat, wenn er etwas örtliche und zeitliche Distanz davon bekommt. So könnte es doch sein, daß gerade aus der Distanz des Aus-

landes einiges erkannt und gesehen worden ist in diesen vergangenen Jahren, das man als unmittelbar Beteiligter eben nicht erkannt hat. Es ist zwar zutreffend, daß das Mitempfinden leichter sein kann, wenn man etwas selber auch schon durchgemacht hat. Wenn darum der Mann auf der Straße oder in der Bahn von seinen besonderen Erlebnissen erzählt, nun, dann mag man ihm ganz gut zuhören und denkt sich dabei im stillen, man sei tatsächlich selber ein Waisenknabe dem gegenüber, was in dieser Zeit anderen Leuten widerfahren ist. Aber wenn in der Auseinandersetzung dieser Einwurf in dem Sinne kommt, daß einem durch die Deutschen die Urteilsfähigkeit überhaupt abgesprochen wird, dann darf man den Gesprächspartner in aller eigenen Unerfahrenheit immerhin daran erinnern, daß man diesseits und jenseits des Rheines ein und dieselbe Bibel liest und daß die eigentliche entscheidende Anschauung und Erkenntnis der Dinge und Vorgänge uns Menschen nicht aus den persönlichen oder weltgeschichtlichen Erlebnissen zukommt, sondern aus der Bibel: «Das Zeugnis des Herrn ist gewiß und macht die Unverständigen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz; die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen» (Psalm 19).

Im Gespräch mit den Deutschen kann es auch vorkommen, daß der Partner ausfällig wird und den Ausländer aus der Diskussion auszuschalten wünscht, indem er ihm vorwirft, er habe gut reden, er sei die ganze Zeit über in der Etappe gesessen, während andere Leute im Feuer standen. Da ist zunächst ruhig zuzugeben, daß Deutschland tatsächlich eine außergewöhnliche Prüfungszeit durchzustehen hat. Aber ist es richtig, von «Front und Etappe» in dem Sinne zu reden, daß die Front unter allen Umständen und ausschließlich in Deutschland war, die Etappe aber im Ausland? Entscheidet die deutsche Grenze, wo die Linie zwischen Front und Etappe

durchgeht? Gab es im Ausland keine Möglichkeit zum Einsatz und zum Kampf? Gab es im Ausland keine Notwendigkeit des Kampfes gegen das Hitlertum? Und war das weniger gefährlich damals, als im Ausland jedermann noch an den Sieg Hitlers meinte glauben zu müssen? Und gab es umgekehrt in Deutschland keine Etappe? War jeder Deutsche an sich schon ein Frontsoldat gegen Hitler?

Hinter dem Versuch, den Ausländer aus dem Gespräch auszuschalten, mit der Begründung, er sei nicht dabeigewesen, steckt aber noch etwas anderes, eben das «ewige Deutschtum», wir möchten es den verborgenen, immer noch vorhandenen bewußten oder unbewußten Anspruch auf eine deutsche Andersartigkeit, auf eine deutsche Ausschließlichkeit nennen. Der Deutsche ist immer noch geneigt, in seinem Volk und in seiner Rasse den schlechthin andersartigen und einmaligen, und darum auch den schlechthin unverstandenen Menschenschlag zu sehen. So sprach uns einmal einer von der deutschen Innerlichkeit, er sprach vor allem, und da wird es nun gefährlicher als bei den «deutschen Maiglöcklein», vom «deutschen Herzen». Ja, das deutsche Herz! Gibt es seinesgleichen an Güte und an Verworfenheit auf Erden? Kann ein anderer als eben ein Deutscher wissen, was das ist, das deutsche Herz? Solchem Gerede gegenüber kann man nur und noch einmal in allem Respekt vor der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Schöpfung zur Schrift greifen und feststellen, daß das deutsche Herz immerhin auch ein Menschenherz ist, und mit gemeint ist vom Propheten Jeremia, wenn dieser sagt: «Es ist aber des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding, wer kann es ergründen?» Gott hat wahrhaftig damals, als er die Niederschrift der Bibel veranlaßte, den «Fall Deutschland» auch vorgesehen. Gott hat doch kaum gedacht, es gebe vorläufig Juden und Heiden, aber einst werde dann ein Volk kommen, das als dritte Möglichkeit den

Juden und Heiden gegenüberstehen werde und für das dann halt eine andere Bibel müßte geschrieben werden oder vielleicht ein deutscher Anhang zur Bibel. Wer aber jetzt umgekehrt als Ausländer geneigt ist, die deutsche Andersartigkeit und Einmaligkeit vielleicht im schlimmen Sinn als absolut einmalig und verworfen hinzustellen, der hat ebenfalls die Schrift gegen sich. Die Bibel redet von Juden und von Völkern. Die Deutschen gehören zu den Völkern, so gut wie die Schweizer und Russen. Nur die Wahrheit in der Liebe, wie die Schrift es bezeugt, kann Deutschland davor bewahren, daß es morgen wieder der Gefahr des «ewigen Deutschtums» erliegt, so wie es ihr gestern erlag. Diese Gefahr ist noch nicht gebannt. Es braucht dafür noch viel Mut der Wahrheit und Demut der Liebe, gerade auch von uns Ausländern. Einst hieß es: «Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.» Man trifft heute in Deutschland da und dort eine Einstellung, die man in die Worte fassen könnte: «An deutschen Wunden wird die Welt gesunden.» Davor behüte Gott Deutschland und uns andere.

Der Klagegeist

Im Gespräch mit den Deutschen fällt einem bald etwas auf, das nicht so leicht zu beschreiben ist. Man hat es schon «Psychose» genannt. Wir möchten aber von dieser Benennung absehen, weil sie wohl etwas Richtiges meint, aber sicher nicht den Kern der Sache trifft. Man merkt es bald einmal beim Zuhören. Es ist ein Geist, ein richtiger Geist, ein Geist der Trauer und der Verzagtheit, ein Klagegeist. Man muß sich schon an biblische Vorgänge erinnern, um einigermaßen dem gerecht zu werden, um das es sich hier handelt. Dieser Geist hat eine spürbare Ansteckungskraft. Wenn man neben einem

Deutschen im Auto sitzt, und dieser erzählt zum Rattern des Motors, eine Stunde, zwei Stunden lang, immer im gleichen Tonfall, Geschichten, die er erlebt hat, eine schrecklicher als die andere, dann spürt man's, wie es auf einen überspringen will, dieses Graue, dieses Klebrige, dieser Klagegeist. Es können alle Geschichten, die da erzählt werden, der Wahrheit entsprechen. Diese Menschen haben ja in den letzten zehn Jahren tatsächlich Unaussprechliches erlebt. Oder er kann einem in einer Gesellschaft begegnen. Nachts, nach einem Vortrag. Gäste aus der Gemeinde, Persönlichkeiten der Wirtschaft und Verwaltung, deren zehn, deren fünfzehn. Und nun ergreift einer um den anderen das Wort. Sie nennen Zahlen, sie lassen die Tatsachen sprechen. Es ist sicher alles wahr, was sie erzählen und vorbringen, aber es ist alles im Klagegeist gesprochen, der von einem auf den anderen überzugehen scheint. Oder wenn eine ganze Gemeinde davon erfaßt wird, wenn einer, es kann ein Pfarrer sein, in diesem Geist den Ton angibt, die Bibelsprüche, die Gebete, die Lieder werden dann zum Ausdruck des Klagegeistes, so daß eine Art unaufhaltsamen Schicksalsjammers eine ganze Gemeinde zu erfassen vermag. Wer diesem Geist nachgibt, der verfällt ihm. Hier gibt es nur eines: Widerstand! Es genügt unter Umständen ein einziger, es ist aber besser, wenn es deren zwei oder drei sind, die mit energischem Griff dann so etwas tun wie ein Fenster aufreißen, weil das Ersticken droht. Eine Frage kann da wirken, wie wenn man in eine Blase sticht und sie zum Platzen bringt. Man kann vor allem als Ausländer diesem Geist verfallen. Er stürzt sich mächtig auf einen, und wer ihm erliegt, der kann dann wohl weinen mit den Weinenden, und das ist sicher auch etwas, aber seine Augen sind dann getrübt und sein eigenes Urteilsvermögen ist dann gebrochen, und er bewegt sich dann mit den Verzagten im Kreis, im Klagekreis herum. Es ist das scheinbar

menschlich, in Wirklichkeit aber ist es unbarmherzig, weil es nicht hilft.

Wenn man aber genau hinhört, dann hat die Stimme dieses Klagegeistes immer noch einen Unterton. Dieser pflegt mehr oder weniger deutlich bemerkbar zu sein. Und dieser Unterton ist nicht bloß Klage, sondern Anklage. Das ist das eigentlich Gefährliche am Klagegeist, daß er fast immer zugleich ein Anklagegeist ist. Man findet dafür nur biblische Beispiele. Es ist wohl das, was dort in der Wüste über das Volk Israel kam, als es anfang zu murren. Das Murren ist ein Anklagen. Irgend jemand klagt man an, gewöhnlich ist's gerade der Nächste, der Erstbeste, der einen bedrängt, im vorliegenden Fall natürlich die Besetzungsmacht oder das Ausland. Dieser Anklagegeist macht blind. Er löscht das Gedächtnis aus, schwächt den Sinn für Proportionen und raubt die Fähigkeit, die gegenwärtigen Ereignisse in den großen Zusammenhängen zu sehen. Man sieht dann zum Beispiel nicht mehr den Anteil, den die Vergangenheit an der gegenwärtigen Misere hat. Man verliert dann auch die Zeitbegriffe. Daher die seltsame Art, wie man etwa das Wort «früher» ausspricht. Erzieher können, wie wir sahen, nun über die Verrohung der Jugend klagen, immer mit dem Nachsatz, «früher» sei das anders, «früher» sei das besser gewesen. Und mit «früher» meinen sie einfach alles, was vor dem jetzigen, vor dem momentanen Zustand war. Nicht, daß die Anklagen materiell etwa nicht begründet wären. Das Murren des Volkes Israel zur Zeit der Wüstenwanderung war wahrhaftig materiell auch begründet. Aber auch hier gibt es nur eine Möglichkeit für den Ausländer: Widerstand. Der Geist der Anklage möchte einen nämlich brauchen, als Sprachrohr soll man ihm dienen, etwa in dem Sinne: «Sagen Sie es doch nur im Ausland, wie schlecht es uns geht, wie ungerecht wir behandelt werden und wie schlimm unsere Bedingungen sind.»

Man kann diesem Anklagegeist erliegen, kann sich auf die Ebene des Anklagens hinüberziehen lassen, und das tut dem anderen vielleicht zunächst wohl. Aber man muß sich dann klar darüber sein, daß man erlegen ist und nicht mehr helfen kann. Man macht dann in billiger geistlicher Wohltätigkeit, indem man dem Bruder das echte Erbarmen vorenthält. Dieses Erliegen ist, wie wir nun sofort sehen werden, ein Unglück.

Es gibt nämlich auch Deutsche, die diesem Geist der Klage und der Anklage widerstehen. Man trifft sie da und dort. Sie sind nicht massenhaft, aber sie sind vorhanden. Sie tragen die Not auch. Sie leiden auch darunter. Sie sehen das Unrecht, das jetzt geschieht, auch, und sie sind weit davon entfernt, es etwa zu billigen — aber sie haben sich einen klaren Blick bewahrt, sie sehen weiter, sie sehen hindurch, sie sind fähig geblieben, die Zusammenhänge zu erkennen. Es weht um sie herum eine klare Luft. Nicht daß sie selber etwa keine Stunden der Verzagtheit kannten, da der Jammer auch bei ihnen zu groß werden will. Aber sie kämpfen gegen solche Rückfälle und erkennen sie als «Traurigkeit dieser Welt, die den Tod wirkt». Wenn man aber einige Zeit mit diesen anderen Deutschen spricht, es braucht gar nicht so lange, man merkt es ihnen bald an, dann kann man sehen, daß es sich meistens um solche Deutsche handelt, die in vergangenen Jahren schon klar und unerbittlich durch jenen Engpaß gegangen sind, durch den Engpaß der persönlichen und der nationalen Schuldkenntnis, hindurchgedrungen zur Freiheit der Kinder Gottes, hindurchgedrungen zur Vergebung. Es ist das dann nicht nur eine dogmatisch allgemeine, es ist dann eine konkrete Buße und Umkehr, die sich an ihnen ereignet hat. Wer so konkret durch den Engpaß des Schuldigseins hindurchgedrungen ist und nun auf dem Boden der Vergebung steht, der hat nun Grund unter den Füßen.

Nur die konkrete Vergebung der konkreten Schuldkenntnis ist ein wirksamer Schutz gegen den Klage- und Anklage-Geist. Auf diese Weise entsteht ein sauberer Boden und eine klare Sicht, entstehen klare Gedanken und klare Gefühle und auch klare Entschlüsse und eine klare Haltung. Was aber nicht durch den Engpaß der Schuld gegangen ist, bleibt verschwommen und schwammig. Das ist's, was jeder, der sich vom Klage- und Anklagegeist herumnehmen läßt, trotz aller Wohlmeinheit und Mildtätigkeit jetzt an den Deutschen sündigt, ja, man kann sich jetzt an ihnen versündigen, man kann ihnen jetzt aus falscher Milde heraus behilflich sein, um den Engpaß heilsamer Schuldkenntnis heranzukommen dadurch, daß man sie in der Neigung, das unbegreifliche Schicksal und das böse Ausland anzuklagen, unterstützt. Ob es sich nun um Deutsche oder um Angehörige irgendeines anderen Volkes handelt — man tut dem Menschen keinen schlechteren Dienst, als wenn man ihm das größte Angebot aller Zeiten vorenthält: Und das ist die Vergebung der Schuld.

Nun ist es aber an der Zeit, noch ganz konkret auf die Frage der deutschen Schuld einzugehen. Von der Frage, wie der Mensch zu seinem Gestern steht, hängt die Art und Weise ab, wie er sein Morgen gestalten wird.

Von der deutschen Schuld

Wer nach dem Krieg 1914/18 nach Deutschland kam, der begegnete damals im Gespräch mit den Deutschen immer wieder dem Schlagwort von der «Kriegsschuldfrage». Man lehnte damals mit äußerster Entschiedenheit auch nur die entfernteste Möglichkeit ab, am Kriege schuld zu sein. Solche

Ablehnung ist auch heute noch anzutreffen und gehört zum Erschütterndsten, was man draußen erleben kann. Man weiß nicht, ob man dafür schon jetzt die Ausdrücke Verblendung und Verstockung gebrauchen darf, jedenfalls drängen sie sich einem auf. Aber es wäre grundfalsch und ungerecht, wenn man das deutsche Volk in falscher Verallgemeinerung hier in den gleichen Topf werfen wollte. Am heftigsten pflegt die Empörung gegen die Feststellung einer deutschen Schuld in Intellektuellenkreisen zu sein, und zwar nicht bei jenen Deutschen, von denen der Kampf gegen Hitler mit Entschiedenheit gekämpft worden ist. Indessen wäre es einfach falsch, behaupten zu wollen, der Deutsche lasse mit sich über seine Schuld überhaupt nicht mehr reden, und es sei einem Ausländer heute überhaupt unmöglich, dieses Thema anzuschneiden. Wir haben wohl keine einzige öffentliche Aussprache gepflogen, da das Gespräch über die deutsche Schuld unterblieben wäre. Wenn wir es nicht anschnitten, dann kam der Anstoß dazu aus dem Gemeindevolk heraus. Ja, man hatte immer wieder den Eindruck, diese Frage laste auf der Seele des Volkes und es sei gerade das Gespräch über die Schuldfrage, was der Aussprache mit den Deutschen heute Salz und eigentlichen Wert verleiht. Wäre ein einziges Mal die Schuldfrage nicht angerührt worden, dann hätte man den Eindruck gehabt, man sei höflich um den Nerv der Dinge herumgegangen und die Luft sei unsauber geblieben. Das Gespräch über die Schuldfrage ist nicht nur möglich, es ist das eine Notwendige. Dies Gespräch ist es, was außer dem Hunger nach Brot den Deutschen am tiefsten bewegt. Man muß sich nur vor dem *einen* hüten, die Schuldfrage nicht zu simplifiziert zu beantworten und sie doch ja nicht schlagwortartig aufzugreifen. Man muß versuchen, ihr von verschiedenen Seiten her näherzukommen und berechnete Aergernisse zu vermeiden. Das aber gilt nicht nur, wenn man mit den Deut-

schen, sondern wenn man mit dem Menschen überhaupt über konkrete Schuldfragen spricht.

Mit Recht empört sich nämlich der Deutsche gegen die Formulierung «Kollektivschuld». Das ist dann eine nationalsozialistische Praxis, wenn der Kollektivschuld die Kollektivsühne entspricht. Kollektivsühne haben die SS. in den Dörfern und Städten Europas zur Genüge verübt. Was alle Welt damals an den SS.-Leuten verurteilte, haben jetzt auch die Deutschen das Recht und die Pflicht zu verurteilen. Kollektivsühne hat etwas Heidnisches an sich. Als Christen wissen wir, daß es eine gemeinsame Schuld gibt, auch eine gemeinsame deutsche Schuld, gesühnt aber hat *einer*, einer für alle. Diese Sühne des *einen* ist die Mitte unseres Christenglaubens. Dabei wissen wir wohl, daß, wenn auch Christus für alle gesühnt hat, das noch lange nicht heißt, daß alle bereit sind, diese Sühne anzunehmen und sich ihr zu unterstellen. Wer sich ihr aber im Glauben unterstellt, der weiß, daß damit die zeitlichen Folgen einer Versündigung noch lange nicht gestoppt und aufgehoben sein müssen. Aber wer zur Erkenntnis der Vergebung hindurchgedrungen ist, wird solche zeitlichen Folgen getrost und würdig zu tragen beginnen.

Dann ist zuzugeben, daß es niemals angeht, die Gesamtschuld eines Volkes so auszulegen, als wäre die Verantwortlichkeit schematisch übers ganze Volk hinweg gleich verteilt. Es gibt nach der Heiligen Schrift eine abgestufte Verantwortlichkeit. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert, und wem wenig gegeben ist, von dem wird wenig gefordert. Wenn eine kleine Frau aufsteht und sagt, sie sei das älteste von elf Kindern gewesen, der Vater ohne Arbeit, die Familie ohne Obdach, ohne Brot und vor allem ohne Ehre, und nun komme einer und verspreche dem Vater Arbeit und der Familie Obdach, Brot und eine neue Ehre, ob denn der Vater ein Schuft gewesen sei, als er bereit war, das Angebot anzu-

nehmen? Da kann man nur antworten: «Nein, Ihr Vater war kein Schuft.» Oder wenn ein Junge aufsteht und in die Versammlung hineinruft: «Bin ich schuld an der Hitlerei?» Und wenn er auf die Frage nach seinem Alter antwortet, er sei 16jährig, dann mag man ihm ruhig zurufen: «Nein, du bist nicht schuld, du kannst dich setzen.»

«Aber wir haben ja doch nichts von alledem, was da verübt worden ist, gewußt. Man kann doch nicht als schuldig erklärt werden für Dinge, die man nicht einmal im Schlaf träumte.»

In drei Städten kamen wir auf dem Gang durch die Ruinen an eine Stelle, die uns deutlich eine andere Art der Zerstörung zeigte, als das im ganzen übrigen Straßenzug der Fall war. Die Zerstörung war da gleichsam radikaler, mit wahrhaft deutscher Gründlichkeit besorgt. Und fragten wir dann unseren Begleiter: «Was stand da?» Dann antwortete er uns: «Das war die Synagoge.» Und wenn wir weiter fragten: «Gab es viele Juden im Ort?» Dann antwortete er: «Ja.» Und wenn wir weiter fragten: «Wo sind sie jetzt?» Dann sagte er: «Es gibt keine mehr.» «Habt ihr das gewußt oder habt ihr es nicht gewußt?»

Darauf wurde es jeweilen still, bis daß jemand aufstand und das Gespräch weiterführte mit der Bemerkung: «Aber als wir es wußten, als uns die Augen aufgingen, da war es zu spät; wir konnten dann nichts mehr tun, niemand konnte mehr etwas tun.»

«Gewiß, es gibt im Menschen- und Völkerleben Zeiten, da man etwas tun kann, und es gibt Zeiten, da man es nicht mehr tun kann. Es gibt verpaßte und es gibt benützte Gelegenheiten. Es gibt nach der Heiligen Schrift auch ‚eine Nacht, da niemand wirken kann‘. Immerhin war diese Nacht bei aller Finsternis noch nicht ganz da und ist es auch heute noch nicht. Es gab in Deutschland Leute, die auch da noch

etwas tun konnten mit Gottes Hilfe. Es lag nie ganz Deutschland auf den Knien vor Hitler. Aber es gibt immer auch Zeiten, da es noch Tag genug ist, etwas zu tun. Und diese Zeit war für Deutschland und war für Europa auch Hitler gegenüber einmal da. Sie ist verpaßt worden. Das war Schuld. Dafür sind die Folgen vorab in Deutschland, aber wahrhaftig nicht nur in Deutschland!, zu tragen. Darum ist es jetzt so wichtig, sich klar darüber zu sein, was heute und in Zukunft zu tun ist, damit derartiges nie wiederkehre, und darum ist die Besinnung auf die Schuldfrage das eine, das jetzt not tut.»

«Aber wie steht es um die Schuld der anderen? Gilt für das Unrecht, das die anderen uns gegenwärtig zufügen, der gleiche Maßstab wie für das Unrecht, das wir den anderen in der Vergangenheit zufügten?»

«Gewiß, denn es steht geschrieben: Mit welcherlei Maß ihr messet, wird auch euch gemessen werden. Aber vielleicht ist das jetzt für Deutschland noch ein schwacher Trost. Vielleicht ist es zum mindesten noch nicht klug, als Deutscher jetzt schon allzu laut die Gerechtigkeit anzurufen. Die Gerechtigkeit schläft nicht. Das deutsche Volk hat wahrhaftig erkennen können, daß Gott seiner nicht spotten läßt, auch von starken Völkern nicht. Das deutsche Volk könnte Vertrauen haben auf den, der schon recht richtet, wenn es Zeit ist, auch was das gegenwärtige Unrecht der anderen anbetrifft, wenn es das Maß überstiegen hat. Aber es könnte jetzt eine Gefahr sein, sich darum mit der Schuld der anderen besonders eifrig zu beschäftigen, um sich mit der eigenen Schuld nicht mehr beschäftigen zu müssen. Die Frage nach der Schuld der anderen könnte ein Ausweichversuch sein, ein Versuch, das enge Pfortchen der Vergebung zu umgehen. Das wäre das Unglück, das größer wäre als alle Misere.»

Einmal kam von einem jungen Mann die Frage: «Gibt es auch eine schweizerische Schuld?» Diese Frage wurde be-

jaht. «Sie wird uns aufgedeckt durch das scharfe Licht des Wortes: ‚Wer da weiß, Gutes zu tun, und tut es nicht, dem wird es Sünde.‘ Gott allein weiß, wie groß die Zahl der Menschen ist, die wir in unserer Aengstlichkeit und Herzhärtigkeit den deutschen Jägern wieder vor die Flinte zurückjagten. Gott hat uns Schweizern die Rechnung dafür noch nicht präsentiert. Aber Gott kann Rechnungen präsentieren. Weil man das in der Gemeinde weiß, darum gibt es heute Christen in der Schweiz, denen es nicht halb so wohl zumute ist, wie es im Ausland den Anschein haben könnte.»

Meistens begann das Gespräch über die deutsche Schuld mit der Frage, die vor allem die deutsche Jugend brennend interessiert: «Wie denkt man im Ausland, wie denkt man in der Schweiz von uns?»

Auf diese Frage pflegten wir zu antworten: «Wollt ihr das wirklich wissen?» Und wenn dann ein stürmisches Ja durch die Reihen ging, dann fragten wir noch einmal: «Seid ihr bereit, die ganze Wahrheit zu hören?» Und weil diese ganze Wahrheit mit Ungeduld gefordert wurde, pflegten wir etwa zu sagen:

«Wir haben Angst gehabt vor euch. Und zwar nicht etwa nur einen Augenblick, sondern Jahre hindurch. Ihr waret ein Volk, vor dem man Angst hatte, und zwar nicht nur bei uns in der Schweiz, und übrigens nicht erst seit Hitlers Aufstieg. Wir befanden uns wie in einem Wartezimmer, und es war nicht nur das Wartezimmer eines Zahnarztes! — Wir waren zunächst fast ein Dutzend in diesem Wartezimmer, und immer und immer wieder hieß es: ‚Der nächste, bitte!‘ Und wenn dann wieder ein Frühling ins Land ging, und wieder einige ‚drankamen‘, dann sahen wir es und wußten genau, was einen wartete, wenn man ‚drankam‘. Zuletzt befanden sich noch unser zwei im Wartezimmer, die Schweden und wir. Und daß wir auch noch ‚drankämen‘, das war uns bei-

nahe sicher, fraglich war nur noch, welcher von beiden zuerst. Und nun versetzt euch doch in die Lage dieser Völker im Warteraum. Versetzt euch aber vor allem in die Lage derer, bei denen es nicht beim Warten und beim Angsthaben blieb! Der Deutsche Friedrich Schiller läßt einmal den Schweizer Wilhelm Tell erzählen, warum Geßler ihn, Tell, denn eigentlich nicht leiden möge. Darauf erzählt Tell, wie er dem Geßler einmal in den Alpen an einer einsamen Felswand, auf der Jagd begegnet sei. Tell sei von dieser Seite her gekommen, Geßler von der anderen her. Als Geßler seiner ansichtig wurde, da erbleichte er. Das, wußte Tell von dem Tag an, wird Geßler mir nie in seinem Leben vergessen, daß er vor mir hat Angst haben müssen. So wirkt es, wenn man Angst gehabt hat vor einem Volk. Es wird einige Zeit dauern, bis die Spuren solcher Erlebnisse aus den Seelen der nichtdeutschen Völker getilgt sein werden. Wir werden von den Deutschen um etwas Geduld bitten müssen. In der christlichen Kirche aller Länder aber, wo man um die Macht jener Vergebung weiß, die aus dem Sühnetod am Kreuz uns angeboten ist, lebt die Bereitschaft, mit den Brüdern und Schwestern in Deutschland zum Abendmahl zu gehen. Es dürfte aber jetzt für alle Zukunft klargeworden sein, daß es nichts Begehrtenwertes ist, einem Volk anzugehören, das die anderen fürchten. Es wäre doch viel schöner, Angehöriger eines geachteten und beliebten deutschen Volkes zu sein.»

Eine Frage hat an einem Abend ein Deutscher gestellt, die wie ein Pfeil haftenblieb und seither schmerzt. Sie lautete:

«Spürt man in der Schweiz etwas von einer Erweckung aus Dankbarkeit dafür, daß Ihr Land so seltsam und so handgreiflich verschont geblieben ist bisher?»

Wir antworteten mit einer Gegenfrage:

«Spürt man in Deutschland so etwas wie eine Erweckung,

verursacht durch die gerechten Gerichte und Heimsuchungen des verlorenen Krieges?»

Weder hat in der Schweiz die «Verschonung» uns danken gelehrt, noch lehrte der verlorene Krieg die Deutschen beten. Beides, Danken und Beten, lehrt der Heilige Geist.

«Spürt man in der Schweiz etwas davon —?»

Es gibt auch eine Schweiz zwischen gestern und morgen.

Bekennende Kirche

Gibt es das überhaupt noch in Deutschland, eine Kirche? Gewiß! Es wird die Kirche immer geben. Es wird sie schon deswegen immer geben, weil es nie an Leuten fehlen wird, welche an der Kirche ein Interesse haben, denen die Kirche so weit hoch willkommen ist, als diese sich brauchen läßt. Und es wird auch immer eine Kirche geben, die bereit ist, sich für die Zwecke der Menschen brauchen und mißbrauchen zu lassen. Es hat einer gesagt, wenn diese Kirche, die den Menschen dient, indem sie tut, was die Menschen von ihr wünschen, wenn diese anpassungsfähige und brauchbare Kirche nicht wäre, so müßten die Menschen sie geradezu erfinden. In diesem Sinne gibt es in jedem Volk eine Kirche, weil die Menschen aus Gründen, die man freilich nicht näher untersuchen darf, wollen, daß es eine Kirche gibt.

Es gibt nun aber auch deswegen eine Kirche, weil Gott es will, eine, die sich von Gott brauchen und von den Menschen nicht mißbrauchen läßt, eine Kirche, die nicht das tut und das sagt, was hohe oder niedere Leute von ihr wünschen, sondern das, was Gott ihr befiehlt. Das ist die bekennende Kirche. Solch eine bekennende Kirche gab es in Deutsch-

land während der Hitlerzeit. Es war wirklich nicht «die Nacht, da niemand wirken konnte», auch wenn es Jahre gab, da für den Blick des Außenstehenden die Lichter spärlich wurden. Man kann vom sichern Port aus bedauern, daß der Widerstand der Kirche gegen den Nationalsozialismus nicht kräftiger war und vor allem nicht allgemeiner. Man kann auf die vielen «schwankenden Gestalten» in den Kirchen beider Konfessionen hinweisen und sich über die Versager, Irrgänger und Mitläufer moralisch entrüsten. Man kann den Bekenntnischristen diesen oder jenen Fehler, den sie begangen haben, ankreiden und mit schulmeisterlichem Zeigefinger darauf hinweisen, das alles ändert aber nichts an der Tatsache, daß es eine bekennende, eine widerstehende Kirche gab. Hitler hat allen politischen Parteien und allen sonstigen Vereinigungen gegenüber zwei Mittel angewendet: Auflösung oder Gleichschaltung. An der Kirche, ausgerechnet an diesem schwachen und fragwürdigen Gebilde, haben beide Mittel versagt, obschon er alles angewendet hat, alle Macht und alle List, die ihm zur Verfügung stand. Tatsache ist, daß Niemöller schon im Herbst 1933 den Pfarrernotbund gründete, dem 10 000 Geistliche, also zwei Drittel des ganzen Bestandes sich anschlossen. Was da, natürlich in menschlicher Schwachheit und Fragwürdigkeit, immerhin an Widerstand offenbar wurde, ist nicht menschliche Leistung, sondern göttliches Wunder. Die Geschichte der bekennenden Kirche ist noch nicht geschrieben, und es wird einige Zeit dauern, bis daß sie geschrieben werden kann. Das aber kann wohl jetzt schon gesagt werden, daß — fast kommt es uns töricht und vermessen vor, überhaupt Namen zu nennen — unser Landsmann Professor Barth wahrscheinlich das entscheidende Rüstzeug, Martin Niemöller, der Pfarrer von Berlin-Dahlem, das entscheidende Werkzeug sein durfte.

Nun ist der Nationalsozialismus gestürzt, Hitler ist im

Keller seiner Kanzlei verschwunden, und die Zahl der Menschen in Deutschland ist groß, die froh sind, diese Fremdherrschaft loszusein. Aber wie steht es nun um die Bekennende Kirche? Hat sie nun ihren Dienst getan und ist gleichsam arbeitslos und überflüssig geworden? War sie nur eine der Widerstandsbewegungen und kann jetzt verschwinden? Die eigentliche Bekennende Kirche ist jetzt nicht nur ebenso nötig, ja, sie ist jetzt nötiger denn je. Wir meinen vor allem zwei nächstliegende Aufgaben gesehen zu haben, die ihr jetzt unter den neuen Verhältnissen aufgetragen und gesetzt sind: Bekenntnis zur Schuld und Bekenntnis zur politischen Verantwortung. Das sind die beiden Ansatzpunkte, da momentan die Bekennende Kirche in Deutschland, will sie weiterhin bekennende Kirche sein, auf ihrem Posten stehen müßte.

Man hat sich darüber gewundert, daß jetzt die Kirche in Deutschland nicht stärker aus sich herausgeht, daß sie nicht mehr Anstrengungen macht, sagen wir einmal an die Massen des Volkes heranzukommen, daß sie die «volksmissionarisch günstige Situation» nicht besser wahrgenommen hat. Aber wenn sie das wollte, dann müßte sie das Wort haben, dann müßte ihr das Wort gegeben sein. Und da liegt der Mangel. Ein Kirchenführer wie Hans Asmussen hat darin durchaus recht, daß er sagt, der eigentlich wunden Punkt der Kirche sei in Deutschland (nur in Deutschland?) die Predigt. Nun aber hat die Kirche darüber zu wachen, daß die Kirche selber an diesem wunden Punkt gesund werden möchte, und nun nicht etwa den Schluß zieht, weil wir nicht mehr predigen können, so versuchen wir's mit etwas anderem. Nein, die Kirche hat jetzt ums Wort, ums rechte Wort, ums Wort zur Lage, ums Wort der Stunde zu beten und zu arbeiten und zu ringen. Wir können nicht mehr, wir können noch nicht predigen, darum dürfen wir nicht ablassen, darnach zu

trachten, daß wir doch wieder, daß wir endlich einmal predigen könnten.

Aber welches ist dieses Wort? Es ist das Wort, das die Leute nicht gerne hören, das auch das deutsche Volk nicht mag. Das Wort, das jetzt das deutsche Volk braucht, heißt Vergebung. Es ist kein anderes Wort als das, was Deutschland brauchte, als es ihm durch Luther in Vollmacht zugerufen wurde: Vergebung. Und zwar konkrete Vergebung, nicht nur allgemeine Sündenvergebung, sondern Vergebung, Begnadigung für bestimmte, begangene und bewußte Schuld. Wer jetzt dem deutschen Volk Vergebung predigt, der predigt ihm damit auch Buße und mutet ihm die Abkehr von einem falschen Weg und die Hinkehr zu einem richtigen Wege zu. Das ist jetzt die eine Aufgabe, welche der Bekennenden Kirche in Deutschland gesetzt ist. Es gibt jetzt der Versuchungen genug, Allotria zu treiben, anderes zu tun und anderes zu predigen als eben das Wort der Stunde und zur Lage. Die Versuchung ist zum Beispiel jetzt groß, den Weg der Selbstrechtfertigung zu gehen, oder den Weg eines Predigersatzes durch kultische Gestaltungen, oder den Weg in das so viel dankbarere und populärere Gebiet der Fürsorge, oder gar den Weg der Bußpredigt an die Adresse der Besetzungsmacht und des Auslandes.

Hier hat die Bekennende Kirche zu wachen. Und hier wacht sie tatsächlich auch. Die gesamte evangelische Kirche in Deutschland hat ja nach Beendigung des Krieges die sogenannte Stuttgarter Schulderklärung abgegeben. Das war wohl das bedeutsamste Wort, das eine Kirche seit langem ausgesprochen hat. Es war das wirklich die Stimme der Kirche. Aber heute sind andere Stimmen hörbar. Ob man damals nicht doch zu weit gegangen sei? Ob man damit dem deutschen Volk nicht geschadet habe? Ob es nicht an der Zeit wäre, jetzt diese Stuttgarter Schulderklärung endlich

einmal der Vergangenheit und dem Vergessen zu übergeben. Die Frage ist uns entgegengetreten: Wie hat diese Schuld-erklärung aufs Ausland gewirkt? In dieser Frage schwingt ein Zweifel und eine Unsicherheit mit: War es das richtige Wort? Ist dieses Wort nicht im Ausland mißbraucht worden? Diese Unsicherheit ist ja bei der heutigen Isolierung der Deutschen nur zu begreiflich. Aber hier hat nun die Bekennende Kirche ihren Posten. Hier darf sie hintreten und die Schwankenden stützen, die Resignierten trösten, die Irrenden ermahnen: Der Weg, den die Kirche mit der Stuttgarter Erklärung beschritten hat, war der echte, war der kirchliche Weg.

Gewiß, diese Erklärung konnte im Ausland mißbraucht werden und ist sicher mißbraucht worden. Kein Wort der Kirche ist gegen Mißbrauch rückversichert. Alles Reden der Kirche ist und bleibt darum ein Wagnis, das nicht zu umgehen ist. Es gibt eben nicht nur ein falsches Reden, sondern immer auch ein irriges Hören. Aber auch das Schweigen ist ja ein Wagnis, das noch viel größere. Und auch das Schweigen aus Furcht vor Mißbrauch richtet Schaden an, einen noch viel größeren. Trotz allem Mißbrauch, der damit kann getrieben werden, ist der Kirche der rechte Gebrauch des Wortes befohlen. Wenn sie ängstlich fragt: «Wie wirkt es?», dann hat sie schon aufgehört, Kirche zu sein.

Es gibt jetzt in Deutschland offiziell eine große Bekennende Kirche. Es war ja vorübergehend geradezu eine Ehre und Empfehlung, der Bekennenden Kirche anzugehören. Innerhalb dieser stattlichen Schar aber gibt es einzelne, die der Ansicht sind, es sei auch jetzt noch und jetzt erst recht wieder nicht in erster Linie eine Ehre, sondern eine Pflicht und Aufgabe, bekennender Christ zu sein. Der Sprecher dieser Schar ist heute noch und wieder Martin Niemöller. Er gehört heute noch und wieder zu den Einsamen und Ange-

fochtenen, weil er nicht von seinem Posten weicht und unermüdlich dem deutschen Volk das Wort zuruft, das kein Volk gerne hört: Vergebung. Da und dort im Land herum trifft man einen Pfarrer oder einige Kirchenälteste, die klar und getrost den Weg weitergehen, der mit der Stuttgarter Schulderklärung beschriftet wurde. Es fällt einem auf, daß es sich dabei meistens um Menschen handelt, die schon in der Vergangenheit den Weg nicht billigten, den ihr Volk ging. Menschen, die schon längst Buße taten und sich von der Bibel her mit ihrem Volk auseinandersetzten. Seltsam aber ist, daß diese Einsamen, die es schon vorher waren und heute erst recht sind, wenig oder nichts über das reden, was sie in der Vergangenheit geleistet und wie sie sich verhalten haben. Man muß das jeweils schon durch Drittpersonen vernehmen. Wenn aber umgekehrt einer heute draußen seine Verdienste gegen Hitler preist, dann kann man beinahe sicher sein, daß es sich umgekehrt verhielt. Die Einsamen aber und die Hellsichtigen brauchen heute die Stärkung durch die Brüder im Ausland, damit sie auf der Zinne bleiben und nicht müde werden, das Wort der Stunde auszurufen, das eine seelsorgerliche Wort, das für das Deutschland zwischen gestern und morgen schlechthin entscheidend ist: Vergebung.

Kirche und Politik

Die Vergebung, haben wir gesehen, sie ist das eine, das seelsorgerliche Wort, das jetzt der Bekennenden Kirche in Deutschland (und wahrhaftig nicht nur in Deutschland) müßte geschenkt werden. Dies eine entscheidende Wort hat nicht nur persönlich-erbauliche, sondern auch politische und wirtschaftliche Bedeutung; es wird immer auch ein politi-

sches Wort, und zwar in dem Sinne, daß es kein Gebiet, keinen Lebensausschnitt, keinen Raum und keine Zeit gibt, die man aus der Vergebung ausschließen dürfte. Die Vergebung breitet ihre Arme weit aus, sie schließt die Menschen der Wirtschaft und der Politik nicht aus, sondern ein. Gerade das Gebiet der Politik ist in ganz besonderer Weise der Gnade Christi bedürftig. Es ist darum ein Rätsel, daß es eine Zeit geben konnte, da man die Politik aus dem Evangelium entließ. Damals galt in der Kirche und in der Welt die Parole: Keine Politik auf der Kanzel. Die Kanzel war ein Gebiet für sich und die Politik war ein Gebiet für sich, und beide sollten nichts miteinander zu tun haben. Obendrein aber war diese fein säuberliche Trennung erst noch eine Selbsttäuschung! Die Politik läßt sich nämlich die «Einmischung der Kirche» nur zu gern gefallen, solange die Kirche die gerade tonangebende Politik unterstützt und sich ihr gleichschaltet. Thron und Altar, so lautete jahrzehntelang die beliebte und berüchtigte Formel. Diese Art Politik auf der Kanzel bestand darin, daß die Kirche allem Schlimmen gegenüber, das vom Thron her geschah, mit der Ausrede, sie verstehe das nicht, sich in rücksichtsvolles Schweigen hüllte. Dieses Schweigen war natürlich auch Politik auf der Kanzel. Die Kirche treibt überhaupt immer Politik, entweder durch ihr Schweigen oder durch ihr Wort. Ihr ist aber das Wort aufgetragen, und zwar das Wort an alle Welt und an alle Völker sowohl wie an jedes Volk als Ganzes. Wenn die Kirche auf dieses Wort verzichtet, dann verleugnet sie in Wirklichkeit ihr Wächter- und Versöhnungsamt und beschränkt eigenmächtig den weltweiten Missionsbefehl.

Nun war das Aufkommen der Bekennenden Kirche dem Hitlerstaat gegenüber unter anderm auch ein unerhörtes politisches Geschehen. Die Kirche brach ihr Schweigen, sie wurde dem Staat gegenüber eine Kirche des Wortes. Wenn

wir einmal etwas Distanz gewonnen haben, werden wir staunen über die Bedeutung dieses Ereignisses, das darin besteht, daß seit mehr als 400 Jahren die evangelische Kirche ihres gottgewollten Amtes auch der Politik gegenüber richtig waltete.

Und nun gilt es, daß die Bekennende Kirche auch heute und nun erst recht getrost in dieser Richtung weiterschreite, daß ihr Wort auch die Politik einschließt. Diese Aufgabe der politischen Verantwortung aber bedeutet für den Christen in Deutschland (und nicht nur in Deutschland!) eine Verlegenheit und Not, von der man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann, die aber in der Natur der Sache liegt und nicht gescheut werden darf. Ich möchte zum besseren Verständnis unserer deutschen Brüder vor allem drei Schwierigkeiten nennen, die uns immer wieder begegnet sind:

1. das Mißtrauen, 2. die Mutlosigkeit und 3. die Selbstgerechtigkeit.

Da ist einmal das Mißtrauen. Ein deutscher Amtsbruder gibt in einem Gymnasium Weltanschauungsunterricht. Mit einer Klasse von 17—20jährigen läßt er eine Arbeit schreiben über das Thema: «Meine Stellung zu Christus und zur Kirche.» Beim Einsammeln der Blätter verweigern ihm einige die Abgabe. Begründung: «Das könnte uns schaden.» «Aber ich bin doch euer Seelsorger, mir dürft ihr doch wahrhaftig zutrauen, daß ich euer Vertrauen nicht mißbrauche und euch nicht denunziere.» «Aber, lieber Herr Pastor, es könnte Ihnen ein Blatt aus Versehen verlorengehen, und das könnte uns vielleicht in zehn Jahren den Kopf kosten.» So ist heute die Lage der heranwachsenden jungen Männer, derer, die morgen die Politik Deutschlands mitverantworten sollten. In allen Aussprachen fiel uns denn auch auf, daß die Männer in Fragen und Antworten zurückhaltender waren als etwa die Frauen. Die Frauen sprachen «kühner». Es wurde

uns dieser Umstand so erklärt, daß die Männer, was politische Aussagen anbetrifft, exponierter, gefährdeter seien. Was muß in diesen Seelen noch vor sich gehen, welcher geistige Einbruch wird hier noch stattfinden müssen, bis daß diese Männer überhaupt wieder an eine politische Mitverantwortung heranzutreten vermögen! Wahrlich, Seelsorge ist es, wessen vor allem der deutsche Mann bedarf — nur der Deutsche?

Dann die Mutlosigkeit. «Was können denn schon wir tun?» Diese Frage kam immer wieder. «Man will ja unsere Mitarbeit gar nicht. Und wenn wir etwas tun wollen, dann legt man uns ja unübersteigbare Hindernisse in den Weg.» In herzbewegender Weise sagt uns einer: «Ihr Schweizer habt es gut. Bei euch ist alles so klein, so übersichtlich und so durchsichtig. Bei uns aber ist alles so groß. Wir sehen nicht hindurch, und die eigene Urteilsbildung, sagen wir einmal auf Wahlen hin, ist bei uns beinahe unmöglich.» Stimmt das nicht? Wenn schon wir in unseren kleinen schweizerischen Verhältnissen Mühe haben, trotzdem uns die Zeitungen zur Verfügung stehen, uns ein eigenes Bild und Urteil zu erarbeiten, wieviel schwerer muß das dem Bürger und Christenmenschen eines großen Landes sein! Und doch darf hier nicht der Mutlosigkeit nachgegeben werden. Es ist zwar nicht so einfach (und manchmal stellen wir es uns nur zu einfach vor) mit Rezepten und Ratschlägen, die wir den Deutschen anbieten. Aber das scheint uns grundsätzlich wichtig zu sein im Kampf gegen die drohende Entmutigung: Die Deutschen werden gut tun, jetzt sowohl zeitlich wie auch örtlich nicht zu großräumig zu denken. Sie waren es gewohnt, in langen Schritten über die Erde zu marschieren; es wird jetzt vielleicht die Zeit sein, sich in kurzen Schritten zu üben. Große Zeiträume und große Welträume liebt das deutsche Denken und Planen zu umfassen. Vielleicht müssen

die Deutschen sich jetzt üben, in kleineren Zeit- und Welt-Räumen sich zu bewegen. Konkret gesagt: An Stelle eines, wie uns scheinen will, fast ausschließlich nationalen Ueberlegens, Fühlens und Handelns darf jetzt vielleicht einmal das nachbarschaftlich-kommunale treten. Die Verantwortung im Nahen und im Kleinen wäre vielleicht doch die Grundlage, auf der dann später die Mitverantwortung im Großen und Größeren sich aufbauen könnte. Tatsächlich saßen wir hie und da in Deutschland in einem Kreis von Menschen, die einen unwillkürlich an einen schweizerischen Gemeinderat erinnerten. Männer, die, wenn auch unter unsäglichen Schwierigkeiten, jetzt schon nächste Aufgaben in Angriff nehmen und den Kampf mit all den Tücken und Lücken nicht aufgeben.

Es fehlt nicht an der Bereitschaft und es fehlt auch nicht an Menschen. Wir haben in Deutschland vor allem unter den gebildeten Laien hie und da Männer und Frauen angetroffen, von denen man den Eindruck gewann: Hier ist Holz. Da ist vorab jene alleinstehende Frau in Berlin, Gott allein weiß, wie mancher Jude ihrer Tapferkeit, nächst Gott, das Leben verdankt. Da ist jener Ingenieur an einem städtischen Gaswerk, der die Verantwortung für eine kirchliche Jugendgruppe trägt, wie kein Pfarrer sie tragen könnte. Da ist jener Bürgermeister, der uns die Wohnungsnot seiner Stadt beschreibt, aber klar und gerecht vorausschickt, es seien in Deutschland schon im Jahre 1935 eine Million Wohnungen zu wenig gewesen, im Jahre 1938 deren drei Millionen. Da sind jene beiden Beauftragten eines Jugendwerkes, von deren Bekenntniskampf jedermann mit Hochachtung spricht, die jetzt zusammen in einer winzigen Wohnung hausen, ohne den Humor zu verlieren. Da ist jener Baurat, der zwar genau weiß, daß er auf absehbare Zeit hinaus kein Material zum Bauen bekommt, der uns aber die Pläne zum Wiederaufbau seiner Stadt entfaltet, Pläne, die auf fünfzig Jahre hinaus-

gehen. Da ist jener Archäologe, der weiß, daß seine Stadt schon wenigstens zehnmal in der Geschichte dem Erdboden gleichgemacht war und daß man deswegen den Kopf jetzt nicht dürfe sinken lassen. Da ist jener Baron, der jetzt zwar dort wohnt, wo früher seine Pferde wohnten, der aber seine Hände im Dienste der Oeffentlichkeit rührt, wo er nur kann, und man meint zu beobachten, daß in seiner Stadt mehr Anstrengungen zum Wiederaufbau sichtbar sind als anderswo. Da ist jener ehemalige Strafrechtler, der jetzt seine ganze Kraft und Intelligenz der Kirche, ihrer Neuordnung und ihrem Neubau zur Verfügung stellt. Da ist jener Oberbürgermeister, der wie ein Puffer zwischen der Besetzungsmacht und zwischen der hungernden Bevölkerung seiner Stadt drin ausharrt, Tag für Tag von oben gestärkt und von seinem evangelischen Glauben gehalten.

Die eigentliche Not in der Frage der öffentlichen Verantwortung liegt aber nicht in diesem Mißtrauen und nicht in dieser Mutlosigkeit, sondern noch etwas tiefer verborgen. Es ist das wiederum nicht nur die Not der deutschen Kirche, sondern der evangelischen Kirche überhaupt. Es ist uns in der evangelischen Kirche durch die Neubesinnung auf die Reformatoren und auf die Heilige Schrift neu und stark das Wissen ums Absolute aufgegangen. Wir waren so sehr im Relativen versandet und versumpft, daß wir geradezu mit einer Fluchtbewegung uns zum Absoluten hinwandten. Nun, nachdem das geschehen ist, müssen wir neu lernen, uns umgekehrt wieder im Relativen zu bewegen, uns recht darin zu bewegen, ohne Preisgabe und Verleugnung des Absoluten. Wir müssen, einfacher gesagt, wieder lebensnah werden und volksverbundener, aber eben im rechten Sinne lebensnah und im rechten Sinne volksverbunden.

Aber wie wäre das gemeint? Wohl kennen wir jetzt die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Aber

wir wagen es immer noch nicht recht, wirklich aus der Gnade allein zu leben und der Gnade alles zuzutrauen. In Wirklichkeit haben wir im Hinterhalt immer noch verborgene Notvorräte an eigener Gerechtigkeit, auf die wir uns verlassen. Wir leben von unserer bürgerlichen Unbescholtenheit mehr als von der Gnade allein. Wir halten uns mehr darauf zugute, daß uns niemand einen Fehler nachzuweisen vermag, als darauf, daß Gott uns gnädig ist. So sind wir in der evangelischen Kirche weithin eine Gesellschaft von etwas durchschnittlichen und harmlosen, weil vorsichtigen Leuten geworden. Die Reformatoren waren da anders. Verglichen mit unserer gut bürgerlichen Wohlanständigkeit kommen die Reformatoren nicht gut weg. Die haben sich zu sehr auf die Aeste hinausgelassen und haben wahrhaftig Fehler gemacht!, was wir einem Christenmenschen nie meinen verzeihen zu dürfen. Was haben wir doch in unserer Fehlerlosigkeit den Reformatoren am Zeug geflickt! Wie hat sich doch jeder Sekundarschüler zum Richter über Luthers unmenschliche Bauernpolitik, über Zwinglis tollkühne Bündnispolitik und über Calvins unduldsames Verhalten zu Servet berufen und berechtigt gefühlt!

Von diesem unserem allgemeinen Sauberkeitsfimmel spürt man im Gespräch mit unseren Glaubensbrüdern in Deutschland jetzt nicht wenig. Sie haben Fehler gemacht, gerade auf politischem Gebiet. Sie sind jetzt wie gebrannte Kinder und sagen: «Wir haben uns einmal zur Politik verleiten lassen, und es kam so dumm heraus, daß wir jetzt zur Erkenntnis gekommen sind: Einmal und nie wieder.» So haben sich nicht wenige da draußen zur politischen Totalabstinenz auf Lebenszeit verschworen. Anstatt daß sie jetzt den Schluß ziehen: «Wir gingen zuerst falsch hinein, jetzt wollen wir uns Mühe geben, recht hineinzugehen in die Welt», ziehen sie den Schluß: «Wir gehen überhaupt nicht mehr hinein.» Groß ist

die Zahl der Christen, die jetzt nur noch ein einziges Anliegen haben: Sich nie mehr mit dieser Welt zu beschmutzen. So verbindet sich bei nicht wenigen ein ungeheuer scharfäugiges Wissen um all das, was die anderen falsch machen, mit einer ebenso ungeheuren eigenen Unfähigkeit, es besser zu machen. Den wenigen aber, die als Christen den Mut haben, mit beiden Händen tapfer in die Nesseln der politischen Mitverantwortung zu greifen, wird von dieser Kirche her nicht der Rücken gestärkt, sondern es wird ihnen eher noch durch Rückenschüsse von der Kanzel und aus der Kirchengemeinde das Stehen auf dem Posten erschwert. Warum gab es in der Reformationszeit so viele «Laien», die zugleich in der kirchlichen wie auch in der wirtschaftlichen und politischen Verantwortung standen? Weil sie es wagten, von der Gnade allein zu leben. und weil sie der Gnade eine größere sittliche Gestaltungskraft zutrauten als aller Moral und Eigengerechtigkeit. Wehe einer Kirche, die, anstatt einer verlorenen Welt die Rettung anzubieten, nur noch daran denkt, sich selber zu retten!

Berlin

«Maxim-Gorki-Straße?» — der Chauffeur, der uns nach durchgefahrener Nacht am Bahnhof Berlin-Tegel abholt, wo wir mit einer halben Stunde Verfrühung ankommen, muß etwas von unserem fragenden Erstaunen über die Straßenbezeichnung herausfühlen, weshalb er sich beeilt, uns zu erklären, auf dem früheren Stadtplan habe es hier geheißen: «Dietrich-Eckart-Allee». Jetzt also abgeändert in «Maxim-Gorki-Straße» — wir befinden uns in Berlin, inmitten der russischen Zone, am Tor des Ostens, dicht am fast zu bekannten «eisernen Vorhang». Werden wir etwas hören, werden

wir etwas sehen von «drüben»? Aug und Ohr sind jetzt jedenfalls aufs äußerste geschärft.

Berlin — vier Wochen, achtundzwanzig Tage lang sind wir nun viele Hunderte von Kilometern per Auto, mit der Eisenbahn und zu Fuß durch die Dörfer und Städte dieses unglücklichen Landes gekommen; wir haben Ruinen gesehen, Ruinen und immer wieder Ruinen, ruinierte Häuser, ruinierte Menschen, ruinierte Leiber, ruinierte Seelen, geknickte Männerhaltung, zertretene Frauenehre, zerstörte Menschenwürde, zu einem Viertel, zur Hälfte, zu drei Vierteln verwüstete Städte. Und wenn die Leute unsere Erschütterung wahrnahmen, dann pflegte da und dort einer, wie wenn ihm das ein Trost wäre, zu bemerken: «Aber kommen Sie erst einmal nach Berlin! Berlin übertrifft alles!» Berlin ist gleichsam der Höhepunkt. Wir fragten uns dann etwa, ob das wohl zutreffen möge. Eines ist gewiß: es gibt einen Grad der Beindrückung, der, wenn er einmal erreicht ist, durch nichts Schrecklicheres mehr kann gesteigert werden. Schwarz ist schwarz, man kann es nicht steigern. Die Häuser in Berlin sind tatsächlich nicht zerstörter als anderswo, sie sind sogar weniger zerstört, und man sieht dazwischen mehr unversehrte Wohnstätten und Quartiere als in mancher anderen deutschen Stadt. Was aber zerstörter ist, das sind bestimmt hier die Menschen. Sie waren es wohl immer, auch in Zeiten des Friedens, in besonderem Grad. Nach den Vorträgen, die wir hier reichlich in allen vier Sektoren zu halten haben, bleiben jeweils ganze Schlangen von Menschen zurück, die einfach nur ein Päcklein aus der Schweiz möchten. Bei den Aufräumungsarbeiten sind Frauen und Mädchen in großer Zahl eingesetzt. Es handelt sich nicht um Strafarbeiten von besonders schweren Naziverbrecherinnen, sondern um Frauen und Töchter, die sonst nirgends Arbeit und Brot fänden, viele ehemalige Bureaulistinnen der gewaltigen, in der Hauptstadt

zentralisiert gewesenen Verwaltungen und Bankinstitute. Frauen mit unfraulich knochigen Bewegungen! Frauen in Handlangerkleidern! Frauen mit Pickel und Schaufel, Frauen, die anstatt des Kinderwagens die backsteinbeschwerte Karre schieben, Frauen, die in Reih und Glied mit Männern die Kette eines Flaschenzugs, im Takt, Zug um Zug, Ruck um Ruck ziehen. Frauen mit aufgekrempelten Aermeln und hervorstehenden Adern auf dem Handrücken, Frauen, die in die Hände spucken, Frauen, die mitlachen, wie man eben auf dem Bauplatz lacht, Frauen, die mitfluchen —. Sie arbeiten nicht um eine gute, bei weitem nicht einmal um eine genügende, sie arbeiten um eine etwas weniger karge Lebensmittelzuteilung, um etwas weniger zu hungern. Man möchte rufen: «Frauen aller Länder, vereinigt euch! Es ist eure Gestalt, die hier verhöhnt wird, euer Bild wird hier verkehrt und geschändet.»

Berlin ist die Stadt der zerstörten Menschen. Man sieht es den Gesichtern an. Sie sind schlaff, die Augen in tiefen Höhlen, halb geöffnet, ohne Glanz; da, wo einst Wangenrot blühte und wo sich jetzt die Höhlung vom Jochbein zum hervorstehenden Kiefer hinzieht, ist jetzt Wangengrau und Wangengrün. Man sieht es ihnen am Gang an, diesem aufgelösten, wankenden, spannungslosen Gang mit schlaffen Schultern und eingeknickten Knien. Vielen hört man es an der Stimme. Und wenn man erst ihre Gefühle, ihre Gedanken sähe! Es ist Sonntag. Rings um Berlin blüht der Flieder. An den Endstationen der Straßenbahn stehen offene Güterwagen bereit, dort können die Berliner, die in den Wäldern ringsherum Holz für den Winter holen möchten, dasselbe um ein kleines Fahrgeld aufladen und ins Innere transportieren lassen. Gegen Abend sieht man von allen Richtungen Leute sich der Stadt zu schleppen, keine Frau, kein Mann ohne Tasche oder Sack, und in den Händen tragen sie einen Fliederbusch. Hun-

gernde Menschen mit Fliederbüschen! Sie erinnern einen an die Blumen bei der Beerdigung.

Berlin! Wenn wir jeweilen des Tages ein-, zweimal zu unseren Vorträgen und Besprechungen die 25, die 30 Kilometer von einem Vorort der Stadt zum anderen fahren, dann pflegt der Chauffeur uns die Ruinen zu identifizieren. Es geschieht dann jeweilen mit der immer wiederkehrenden Bemerkung: «Das war die breiteste Straße der Welt — da stand das größte Kaufhaus Europas, das größte Theater, das größte Filmatelier Deutschlands.» Groß, groß, groß — größer, größer, größer — am größten, am größten, am größten —, das war in den Augen unseres lieben Chauffeurs einst Berlin. Er redet, er empfindet und er wertet naiv, als Sohn einer Stadt, eines Volkes, das einst hat singen können: «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.» Wie der gute Mann aus unserem Schweigen unsere Gedanken errät, da wird er selber auch nachdenklich, und dann sagt er, was man auf berlinisch hören müßte, weil es sonst beinahe unerlaubt wäre, es auszusprechen: «Ja, beim Mann von der Straße geht jetzt der Spruch: ‚Einst hatte Berlin das größte Stadion der Welt, jetzt hat es die größte Sch...e.‘»

Berlin! Wir waren auch in der Reichskanzlei. Sie paßt mit ihren drei bis vier Meter dicken Außenmauern, mit ihren ungeheuren Korridoren und Prunksälen, zu dieser Stadt. Sie paßt zu dieser Siegessäule, zu diesem Dom. Das I war längst schon fertig; diese Reichskanzlei war nur noch das Pünktlein obendrauf. Die Stadt der Größe mußte schließlich auch die größte Reichskanzlei erbauen, den größten Reichskanzler aller Zeiten sich wählen, das größte Maul auf tun, den größten Größenwahn entwickeln und die größte Verbrecherbande aller Zeiten auf die Beine stellen und schließlich die größte Ruine werden. In keiner Stadt Deutschlands, durch die wir kamen, wäre man auf den Gedanken an göttliches Gericht

gekommen. Und wenn er sich gemeldet hätte, dann hätte man ihn erschrocken in die Tiefe zurückverbannt. Gerade als Schweizer, die wir, obwohl auch ein Volk auf dieser gerichtssreifen, gröÙebesessenen Welt, bis jetzt seltsamerweise dem Gericht noch entgangen sind, tun wir gut, nicht zu laut von Gericht zu reden. Aber hier in Berlin, in der Stadt, deren Hauptmerkmal und Stolz es war, groß zu sein, konnte man sich des Gedankens nur mühsam erwehren: Hier hat Gericht gewaltet. Gericht freilich nicht nur über Berlin, Gericht über Europa, Gericht über die großen und kleinen Majestäten und Autoritäten auf den großen und kleinen Lehrstühlen, Gericht über ihre gelehrigen, allzu gelehrigen großen und kleinen Schüler, Gericht über dies Geschlecht, das sein will wie Gott, wissend, was gut und böse ist. Gericht aber auch über die großen Bäume, die jetzt im Osten und im Westen in den Himmel wachsen wollen, und die hier aus den Ruinen eines gottlosen Turmbaues ihre eigene Zukunft vorausahnen müßten, für den Fall, daß sie nicht mit Blindheit geschlagen wären. Gericht auch über ein Völklein, das uns allen nur zu gut bekannt ist.

Es gibt nämlich in Berlin auch eine Schweizer-Kolonie. Sie veranstaltete, nach guter Schweizer Art und Tradition, am Samstag, dem 10. Mai, ein Schweizer Frühlingsfest, wie es heißt auf der Einladung, «mit heimatlichen Weisen und Tanz». Beginn 20 Uhr, Ende 6 Uhr morgens. Wir sind eingeladen, an diesem Schweizer Frühlingsfest mit heimatlichen Weisen und Tanz bis morgens um 6 Uhr inmitten der Ruinen und der schwarzen Hungersnot echt schweizerisch teilzunehmen und es mit einer geistlich-patriotischen Ansprache zu verschönern. Es würden 6—700 Landsleute erwartet. Wir ziehen es aber vor, nicht hinzugehen. — Als ich mich nach fünfwöchigem Unterbruch bei der Heimkehr in Basel nach einer Schweizer Zeitung umsah und mich erkundigen wollte,

was in der Schweiz der Lauf der öffentlichen Dinge sei, da fiel mein erster Blick auf einen Abstimmungsaufruf. Die Stimmbürger der Stadt Bern haben am nächsten Sonntag zu entscheiden über den Bau einer Festhütte. Ein Millionenbau. Es soll die größte Festhalle der Stadt werden. Die größte —! Berlin besaß einst das größte Stadion der Welt —.

Wir sprachen auch in Dahlem, in der Gemeinde Niemöllers. Er selber ist noch unterwegs von einer Reise nach Amerika. Da steht im Grünen die Kirche, in welcher während der schwersten Kampfzeit die täglichen Andachten gehalten wurden, da jeden Freitag eine Schar im Abendmahl sich zu neuem Kampf ausrüsten ließ. Wie klein ist doch dieser «historische Ort», wie auffällig klein! Ausgerechnet klein — in Berlin! Wenn in dieser Stadt etwas klein ist, dann muß es schon eine besondere Bewandtnis damit haben. Sie sieht aus wie eine bescheidene Dorfkirche. Uebrigens ist sie kriegsbeschädigt. Erst in den letzten Wochen konnte endlich durch amerikanische Gunst und Hilfe das nötige Quantum Ziegel erbracht werden, um wenigstens das Dach wieder zu decken. Es sei ein Fest gewesen, als etwa dreißig Gemeindeglieder, meistens ältere Damen, in der Kette sich die Ziegel reichten. Neben der Kirche steht ein Gemeindehaus, dessen großer Saal etwa 400 Personen faßt. Das also sind nun die Menschen, die nicht überrannt werden konnten von jenem Allgewaltigen, vor dem sich sonst so viele durchtrainierte Wadenbeine und all die von Weisheit schweren Köpfe beugten. So also sehen sie aus, die Kämpferscharen, deren Kraft die Engel sind. Bleiche, von Alter und Entbehrung gebeugte, im Geist aber und durch den Geist unbeugsame Menschen mit vornehmen, auch noch in der Armut würdigen, mit feinen Runzeln gezeichneten Gesichtern. Der Saal, in dem wir versammelt sind, fällt eigentlich durch nichts auf als durch seine Unauffälligkeit und durch seinen Mangel an jeglicher

betonter Aesthetik. Nichts deutet hier auf Heldenverehrung hin, nichts will zum Heiligenkult verleiten. In dieser vielleicht kleinsten Kirche Großberlins hat es Gott gefallen, dem Wüterich ein Halt entgegenzurufen.

Das Schönste, was wir in Berlin sahen, war eine Schar von etwa 200 Studenten und Studentinnen dort im unansehnlichen Gebäude der «Kirchlichen Hochschule». Studierende der Theologie an einer Schule, die von der Bekenntniskirche gegründet ist und von ihr unterhalten wird. Eine frische, aufgeweckte, vom Wissen vorläufig noch nicht allzu beschwerte, aber dem Geist gegenüber offene Schar. Anderthalb Stunden lang bringen sie einen fast um mit ihren Fragen. Beim Anblick dieses Nachwuchses schweiften die Gedanken einen Augenblick hinüber ins Vestibül eines kirchlichen Verwaltungsgebäudes, in dem wir gestern beim Warten auf eine Audienz auf einem riesigen Aktenhaufen ein Heft mit Verordnungen aus der Zeit zwischen den zwei Kriegen entdeckten, das die Aufschrift trug: «Betreffend die Amtskleidung der Geistlichen» (!) Diese offenbar nach dem letzten Krieg sehr wichtige Frage nach der «Amtskleidung der Geistlichen» scheint unsere 200 angehenden Pfarrer und Pfarrfrauen, die da im mehr als bescheidenen «Auditorium Maximum» der kirchlichen Hochschule zusammengepfertcht an den Tischen und den Wänden entlang hocken, noch wenig zu interessieren. Was hier bei diesen Menschen werden will, bietet Grund zur Hoffnung. Es könnte sich hier um neuen Wein handeln, denn es ist Gärung vorhanden. Wenn nur dann die Schläuche nicht alt sind!

Oft habe ich in diesen Tagen über das Wort eines hell-sichtigen Oberbaurates nachgedacht: Die Kirchen von gestern dürften nicht wieder aufgebaut werden, denn die Gestalt der kommenden Kirche werde verborgener sein.

Die Russen

Und nun erinnern wir uns daran, daß Berlin der Ort ist, da die Dietrich-Eckart-Allee zur Maxim-Gorki-Straße umgewandelt worden ist, das Tor zum Osten. Wir fragten uns freilich immer wieder, ob nicht umgekehrt Berlin das Tor des Ostens zum Westen hin sei. Außerlich ist wenig sichtbar. Wohl sieht man bei der Durchfahrt durch den russischen Sektor auch russisches Militär auf der Straße, aber auffällig ist das ja nicht, trifft man doch in den drei anderen Sektoren je nachdem eben englische, französische, amerikanische Truppen, Landesfarben, Hoheitszeichen und Autnummern. Das russische Soldatendenkmal am verödeten Tierpark nimmt sich neben der alten deutschen Siegesssäule eher bescheiden aus. Am Victory Day, dem Erinnerungstag an den Sieg der Alliierten, werden in allen Sektoren entsprechende Truppenparaden mit klingendem Spiel und Taktschritt abgehalten. Berlin hat schon anderen Taktschritt und schon andere Paraden gesehen! Das Russendenkmal ist an diesem Tage geschmückt mit Bergen von Kränzen und Blumen. Amerikanische Soldaten können es nicht lassen, sich eben, wie wir vorbeifahren, mit ihren Mädchen auf den Stufen des Monumentes photographieren zu lassen. An den Fassaden aller öffentlichen Gebäude des Sowjetsektors hängen an diesem Tag etwas jahrmaktmäßig anmutende riesige Plakate, die den lächelnden Vater Stalin darstellen, zu dem hin im Bilde friedliche Gruppen aus dem Volk, Frauen, Kinder und Greise, zur Huldigung erscheinen.

Längere Zeit verweilen wir in einer russischen Buchhandlung, die russisch und deutsch geschriebene Bücher und Zeitschriften verkauft. Es sind richtige Bücher, wenn auch nicht in Vorkriegsausstattung, so doch einige stattliche Werke, die zu erstaunlichen Propagandapreisen massenhaft abgegeben

werden. Der erste Band der ausgewählten Werke Lenins wird hier um ein paar Mark verkauft, auch Biographien der russischen Diktatoren sind besonders vertreten, einige Belletristik fehlt nicht. Der Laden erinnert an unsere Migros-Verkaufsstellen, ist äußerst einfach in der Bedienung; der ganze Betrieb ist offensichtlich aufs Vertrauen zur Ehrlichkeit des Publikums aufgebaut. Hier erstehe ich mir als Reiselektüre einen literarisch nicht schlechten Knabenroman, der fast unmerklich dosiert an der bürgerlichen Gesellschaftsordnung Kritik übt. Nebenbei beschreibt er den Freiheitskampf des russischen Proletariats. Auf der Nachtfahrt, irgendwo zwischen Magdeburg und Göttingen, stoße ich beim Lesen auf eine Stelle, die für die Haltung nicht nur dieses Buches, sondern wohl der Sowjetunion überhaupt dem Christentum gegenüber bezeichnend zu sein scheint. Hier heißt es:

«Das alte, schwarzberußte Bild des heiligen Nikolaus, des wundertätigen Schutzpatrons der Fischer, blickte mit schrecklichen Augen herab. Augenblicklich schwebte über diesem ewigen Angesicht das flackernde Licht des Lämpchens. Das Gesicht schien zu leben, zu atmen —. Schon längst hatte der Großvater (ein alter Fischer) den Glauben an Gott und an den Teufel verloren. Er hatte in seinem Leben von ihm weder Gutes noch Böses erfahren. Aber an Nikolaus, den Wundertäter, glaubte er. Ja, wie sollte man auch nicht an den Heiligen glauben, der dem Menschen bei seinem schweren und gefährlichen Gewerbe hilft! Doch in letzter Zeit hatte der Wundertäter eigentlich ein wenig versagt. Als der Großvater noch jung gewesen war, gutes Fanggerät, ein Segel und Kräfte besessen hatte, da war der Wundertäter ganz gut, da hatte er geholfen! Da hatte man noch Nutzen von ihm im Haushalt gehabt. Aber je älter der Großvater wurde, desto weniger Nutzen brachte der Heilige. Sicher kann auch ein Wundertäter nicht so leicht gegen Alter und Armut auf-

kommen. Mit der Zeit stellte sich bei dem Alten ein alles verzeihendes, aber auch etwas spöttisch überlegenes Gefühl dem Wundertäter gegenüber ein. Mag er doch ruhig weiter hängen! Vielleicht hilft er doch noch einmal?» Dieses russische Erziehungsbuch wird in Massenaufgaben verkauft. Man weilt nun eben in Berlin, am Tor des Ostens. Es ist in Berlin von jeher allerlei verkauft worden, und nicht nur in Berlin! Was auf diese Weise nun vom Osten her kommt, ist eigentlich westlichen Ursprungs.

Wir hatten Gelegenheit, mit etwa 150 Pfarrern und Pfarrfrauen, die sich in jenen Tagen aus der Ostzone in Berlin eingefunden hatten, ins Gespräch zu kommen, und konnten hier einiges von jenseits des eisernen Vorhanges vernehmen. Einer Gemeinde von Ostflüchtlingen durften wir Trost aus der Bibel spenden. Diese einstigen Großbauern, Handwerker, Müllereibesitzer und Fuhrhalter mit ihren Frauen und Töchtern, die nun heimatlos sind und nicht loskommen von der Hoffnung, einmal wieder an ihrer Herd und auf ihre Scholle zurückkehren zu dürfen, obschon ihnen der Verstand laut genug sagen müßte, wie wenig realer Grund zu dieser Hoffnung vorhanden ist, boten ein ergreifendes Bild stiller Ergebenheit. Einige schienen in den Kirchenbänken zu schlafen, waren sie doch die Nacht vorher auf der Herreise auf einem Bahnhof übernachtet, andere schienen hellwach zu sein und hörten mit besonders auffälliger Aufmerksamkeit zu. Der Gesang war müde und schwer wie die Gangart dieser Vielgewanderten.

Auch sonst hören wir vieles über Rußland, den Osten und die Russen, viel Widersprechendes, nichts Gewisses. Es scheinen in alledem, was man über Rußland denkt oder sagt, heute zwei Möglichkeiten zu sein. Entweder, Rußland ist einem tatsächlich noch eine Frage, entweder, man ringt noch um dieses Problem, oder aber man ist fertig damit und hat sein

Nachdenken über Rußland abgeschlossen. Wer noch nicht fertig ist mit dem, was hinter dem eisernen Vorhang vor sich gehen mag, der weiß, daß dort viel Schreckliches geschieht. Wir hören in Gesprächen Einzelheiten, die man fast nicht zu Papier bringen kann. Unvorstellbar grausig muß es eben in diesen Tagen in der Stadt Königsberg zugehen. Es geht die Rede, es hätten dort nur noch die Ratten genug zu essen, die in den Kellern sich an den Hungerleichen sättigen. Fast untragbar ist das Fehlen von Nachrichten über Kriegsgefangene und Vermißte und das anhaltende Verschwinden von Menschen, niemand weiß wohin. Das scheint festzustehen, daß der Vorhang darum so dicht ist, weil er Schlimmes verbergen muß. Was die Menschen vor allem mit Angst und Grauen erfüllt, ist das Wissen darum, daß in den Augen der Russen ein Menschenleben nichts gilt, nicht nur das der anderen, sondern auch ihr eigenes.

Wem Rußland überhaupt noch eine Frage ist, der erzählt aber nicht nur Schreckliches, sondern immer auch Gutes über die Russen. Ein guter kirchlicher Kenner der Ostzone sagt, Religionsfanatiker seien die heutigen Machthaber in Rußland freilich nicht. Sie scheinen heute zur christlichen Religion etwa so eingestellt zu sein wie einst unsere freisinnigen Vorfahren, deren 48er Revolution unser christliches Bürgertum nächstes Jahr feiern wird. Die Kirche könne, wenn sie merken, daß man ihnen gegenüber loyal sei, einigermaßen korrekte Beziehungen zu ihnen unterhalten. Aber wenn sie das geringste von Hinterhältigkeit spürten, dann seien sie besonders empfindlich, und die Reaktion sei dann auch darnach.

Wer überhaupt noch ein Spältlein offen hat den Russen gegenüber, der macht zu ihren Gunsten geltend, daß sie begreiflicherweise natürlich nicht anders können, als die deutsche Ostzone mit der russischen Westzone wirtschaftlich zu-

sammen zu sehen. Und da die angrenzende russische Westzone halt verarmtes und durch den Krieg schrecklich verwüstetes und — hergenommenes Gebiet sei, färbe in einem gewissen Ausgleich diese Armut halt auch auf die deutsche Ostzone ab. So kann sich zwischen einem deutschen Oberbürgermeister und einem russischen Kommandanten in einer Stadt der russisch besetzten Zone etwa folgendes Gespräch abspielen: «Sehen Sie doch, bitte, daß unsere Kinder Schuhe bekommen.» «Meine Kinder keine Schuhe, deine Kinder Schuhe? Meine Kinder Sieger, deine Kinder Besiegte. Meine Kinder Stroh an Füßen, deine Kinder Leder an Füßen?» Wer kann sich loyalerweise solcher Logik entziehen, auch wenn sie bitter ist!

Nicht selten spielen gewisse Mißverständnisse eine Rolle, die auf die völlig verschiedene russische Lebensgepflogenheit und Arbeitsweise zurückzuführen sind. Wir hören von einem Großindustriellen aus der russischen Zone, der eines Nachts um zehn Uhr von zwei Beamten der geheimen Staatspolizei herausgeklopft und aufgefordert wird, ihnen zu folgen. Der Mann, beeindruckt durch diesen späten Besuch, bittet um fünf Minuten Zeit, um von Frau und Kindern Abschied zu nehmen. In der Nacht draußen hält ein Tramwagen, in den einzusteigen er aufgefordert wird. Von den Beamten setzt sich der eine vorne hin, der andere hinten. Es erfolgt dann ein zweistündiges Verhör. Spät nach Mitternacht wird ihm eröffnet, er habe vor einigen Monaten ein Gesuch eingereicht um einen Vierzonenpaß (eine große Vergünstigung!), hier sei das Gewünschte, das Gesuch sei bewilligt, er könne gehen, und man wünsche ihm gute Geschäfte. Das also war der Zweck dessen, was nach westlichem Empfinden eine Verhaftung oder gar ein nächtlicher Ueberfall wäre.

Ein hoher Diplomat, der viel mit der Ostzone zu tun hat und die Verhältnisse im russisch besetzten Gebiet kennt —

wenn sein Name genannt werden könnte, würde jedermann erkennen, daß es sich um einen Angehörigen eines alten katholischen Adelsgeschlechtes handelt —, faßt seine Erfahrung mit den Russen in den Satz zusammen: «Je länger ich mit den Russen direkt verkehre, um so geneigter werde ich, den negativen Aussagen über sie etwas weniger, den positiven etwas mehr zu trauen.»

Eben noch eine Viertelstunde vor der Wegfahrt aus Berlin vernehmen wir aus einem Gespräch mit einer hohen Beamtin einer nichtrussischen Besetzungsmacht, es habe den ganzen letzten Winter über in Berlin für Alte und Nichtarbeitsfähige eine besonders berüchtigte Lebensmittelkarte von skandalöser Knappheit bestanden. Man habe sie im Volksmund nur die Hungerkarte genannt, es sei die Karte D gewesen (wenn man mit A anfängt!). Diesen Frühling hätten die Russen einen zähen Kampf für die Abschaffung dieser unmenschlichen Karte gekämpft. Schließlich hätten sie gedroht, wenn die anderen nicht mittun wollten, würden sie in ihrem Sektor eigenmächtig vorgehen.

Nun aber gibt es Rußland gegenüber auch noch eine andere Möglichkeit der Einstellung. Die besteht darin, daß man, gewiß aus bittersten Erfahrungen heraus, aufgehört hat, Rußland überhaupt noch anders anzusehen denn als Feind. Wenn es einmal so weit ist, und bei den meisten Menschen, mit denen wir ins Gespräch kamen, ist es so weit, dann ist man eben antirussisch eingestellt, und dann sieht das, wie bei allen «Antis», ungefähr so aus: Alles Schlimme, was die Russen verüben, und sie verüben viel!, zählt dann, weil sie Russen sind, doppelt und dreifach soviel, wie wenn andere dasselbe täten. Alles Gute aber, was sie auch tun mögen, ist dann zum vornherein nur schlaue Berechnung und Speck gewesen, womit man die Mäuse fängt. So gibt es auch im Deutschland zwischen gestern und morgen wie in der ganzen

übrigen Welt einen grundsätzlichen Antisowjetismus. Schon vom Süden und vom Westen herkommend, hört man in vielen Gesprächen, wie tief im Hintergrund der Gemüter als dunkle Wolke Rußland steht, Rußland und immer wieder Rußland. Man muß zwar in Rechnung stellen, daß über alle Besetzungsmächte geklagt und daß alle angeklagt werden. Aber die Menschen mit dem Klage- und Anklage-Geist rücken im Gespräch zuletzt immer mit Rußland auf. Wir sagen nicht, die Klagen seien grundlos, aber Rußland ist gleichsam die Glanznummer und das bis zuletzt aufgesparte Prunkstück des Klagegeistes. Wo man hinhört, trifft man auch in Deutschland, nicht nur bei uns in der Schweiz, Leute mit einem fertigen Urteil über Rußland. Sie sind mit Rußland buchstäblich fertig. Sie haben auf Grund gemachter Erfahrungen seelisch jegliche Beziehung zu diesem Volk und Land bereits abgebrochen, es sei denn die Beziehung der Angst, der Klage und der Anklage. Auch der Durchschnittsdeutsche sieht heute Rußland nicht mehr, auch er hat, wie der Durchschnittseuropäer überhaupt, das Visier gegen dieses Land gleichsam heruntergelassen. Die Stellungen sind weithin bezogen. Man kann schon da und dort, vor allem in gewissen christlichen Kreisen, das Wort «Front» hören, Front gegen Rußland, christliche Einheitsfront. Man weiß, wie eifrig seit Jahrzehnten dieser Ruf in der ganzen Welt erhoben wird und wie bereit das christliche Bürgertum aller Länder ist, in diesen Ruf einzustimmen. All diese Gedanken, Gefühle und Worte gegen Rußland, dieser Abbruch jeglicher Bereitschaft, das Rätsel Rußland überhaupt noch verstehen zu wollen, bedeutet aber unfehlbar, wenn man die Linien auszieht und zu Ende führt: Krieg. Amerikanisch-russischer Krieg, kapitalistisch-sowjetistischer Krieg, Krieg auf deutschem und dann wohl nicht mehr nur auf deutschem, sondern eben auf europäischem Boden. So gibt es eben längst zwei eiserne Vor-

hänge. Der russische beginnt an der Grenze der Ostzone, der europäisch-amerikanische aber geht durch unzählige Häuser und Herzen der ganzen Welt. Wenn man bedenkt, daß die Russen höchstens einen Viertel der Erdoberfläche kontrollieren, die Angelsachsen aber mindestens drei Viertel, und dazu noch das Geheimnis der Atombombe, wenn man ferner bedenkt, daß Rußland jetzt innerhalb eines Menschenalters drei Ueberfälle vom Westen her erlitten hat, und der eine war schrecklicher als der andere, dann versteht man wenigstens menschlich ein klein wenig das russische Mißtrauen, auch wenn man die russische Grausamkeit nicht billigt.

Als Christen dürfen wir keinem Land und keinem Volk gegenüber einen absolut dichten eisernen Vorhang haben, auch nicht Rußland gegenüber. Wir haben darüber zu wachen, daß wir nicht etwa dem blinden Russenschreck einen ebenso blinden Russenschwarm entgegenstellen, daß aber unter allen Umständen am eisernen Vorhang, den der bürgerliche Westen Rußland gegenüber heute hat, ein Spältlein und ein Fältlein offenbleibt. Und das geschieht so, daß wir als Christen zwar nicht an die russische Kirche, aber an die Kirche in Rußland glauben, so wie wir hoffen und erwarten dürfen, daß die Kirche in Rußland zwar nicht an eine deutsche oder schweizerische, wohl aber an die Kirche in Deutschland und in der Schweiz glaube. «Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen.» So heißt es im dritten Artikel unseres gemeinsamen, altchristlichen Glaubensbekenntnisses. Die Kirche in Rußland aus diesem Glauben ausschließen, das hieße den eisernen Vorhang des Westens endgültig schließen, so daß kein Spältlein und auch kein Guckloch des Glaubens und des Hoffens offenbliebe.

Es gibt Anzeichen, daß eine Kirche in Rußland lebt. Ein Ostpfarrer erzählt, wie er mit eigenen Augen in einem Bauern-

haus gesehen habe, wie russische Soldaten, bevor sie sich ans Plündern und Schänden machten, die Heiligenbilder wegnahmen und gegen die Wand hängten. Ein anderer erzählt von einer einzelnen Diakonissin, einer sogar von einer einzelnen Engländerin, von der er sicher weiß, daß sie wirken können im Namen und Auftrag Christi. Einer weiß von einem einzelnen Bauersmann zu berichten, der den Dienst eines Trösters und Ermahners im weiten Umkreis übt. Eine Art Erweckung vor allem in den Reihen der Baptisten ist auch als sicher verbürgt. Es seien nach dem letzten Weltkrieg in Rußland rund 500 Baptistengemeinden gewesen, heute seien es deren rund 3000, die, ohne Missionsmöglichkeit, einfach dadurch, daß sie leben und bestehen, sich mehren und ausbreiten.

Wir nähern uns dem Ende unseres Berichtes über unsere Reise nach Deutschland. Man stellt sich durch die Art der täglichen Berichterstattung dieses Land leicht vor wie einen einzigen schwarzen Fleck von Leid und Verbrechen. Deutschland ist und bleibt zwar eine Wolke über Mitteleuropa, vielleicht ist's bereits eine Wolkenbank, ein schwarzer Fleck aber ist es nicht. Wir haben helle Punkte sehen dürfen und vor allem immer wieder den einen leuchtenden Punkt, daß es in diesem Volk Gemeinde gibt. In verschiedenen Städten Rhein Hessens sahen wir an den Plakatsäulen einen Vortrag angezeigt mit dem Thema: «Hat Deutschland eine Zukunft?» Weil in diesem Land eine Gemeinde lebt, darum ist nicht an einer Zukunft Deutschlands zu zweifeln. In Berlin erschien eben während jener Tage, da wir dort weilten, herausgegeben von einigen jungen Glaubensbrüdern, eine neue Zeitschrift unter dem Titel: «Unterwegs». Diese jungen deutschen Brüder sind darum unterwegs zwischen gestern und morgen, weil sie auf Grund der Schrift an die verheißene Zukunft glauben.

Europa zwischen gestern und morgen

Seit unserer Rückkehr von der fünfwöchigen Reise will mir jene Schlußstrophe des Abendliedes von Matthias Claudius nicht mehr aus dem Sinn, wo es heißt: «So legt euch denn, ihr Brüder / in Gottes Namen nieder; / kalt ist der Abendhauch. / Verschon uns, Gott, mit Strafen / und laß uns ruhig schlafen / und unsern kranken Nachbar auch.» Wir haben einen kranken Nachbar. Wir Schweizer können es uns jetzt nicht eindringlich genug vergegenwärtigen, daß wir einen kranken Nachbar haben, und wie sehr krank er ist! Das ist nicht etwa so zu verstehen, daß, wenn man heute nach Deutschland kommt, man dort rein nichts Normales mehr antreffen würde. Immer wieder stößt man draußen, oft völlig überraschend, auf ein Stücklein Leben, das einen anmutet, als wäre nichts passiert, so daß man sich einen Augenblick in frühere Zeiten versetzt glaubt. So trafen wir gleich am ersten Tag jenseits der Grenzen einen Pfarrer und den Präsidenten seines Kirchgemeinderates eben in dem Moment an, da sich die beiden anschickten, den langjährigen ehemaligen Stadtpfarrer zu besuchen, der drei Stunden entfernt wohnte und heute seinen 80. Geburtstag feierte. Die Gemeinde läßt sich's nicht nehmen, ihrem einstigen Seelsorger auf diese höchst zeremonielle Weise ihren Dank und ihre Verbundenheit zu bezeugen. Die beiden Herren Gratulanten standen da in Gehrock und Zylinder. Die schwarzen Handschuhe fehlten nicht, auch die Hemdenkragen waren tadellos gebügelt; bei näherem Zusehen war nur das Schuhwerk in jammervollem Zustand. So wird man heute in Deutschland etwa einmal an das große Verheißungswort am Eingang der Bibel erinnert, daß «nicht aufhören werde Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter; Tag und Nacht»; noch wird draußen gefreut und läßt man sich freien, noch wird gratuliert und

der 80. Geburtstag gefeiert, aber solche Ueberbleibsel einer nun gründlich vergangenen Welt dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß unser Nachbar im Norden krank ist, todkrank. Wenn wir das als Schweizer einfach so feststellen, dann doch ja nicht in jenem fatal überheblichen Sinne, als wären etwa wir gesund. Man kann heute als Ausländer nicht durch Deutschland ziehen wie ein Oberarzt, der seine Chefvisite macht. Auf Schritt und Tritt sieht man sich da draußen in Situationen gestellt, da man nicht nur ratlos ist, sondern sich derart an die Grenzen alles Menschlichen gedrängt sieht, daß man nur noch aus der Bibel selber Licht und Antwort zu bekommen vermag. Im Angesichte dieser äußersten Notlage und im Lichte der Bibel aber drängt sich einem ununterbrochen die Frage auf, ob man nicht selber auch die Keime der gleichen Krankheit im eigenen Leib und in der eigenen Seele trage? So viel scheint uns, im Lichte der Bibel, heute festzustehen: Deutschlands Krankheit ist Europas Krankheit, und Europäer sind auch wir. Der ganze europäische Leib und die ganze Seele Europas ist krank, an unserem Nachbar im Norden ist jetzt das Leiden nur besonders akut und verheerend zum Ausbruch gekommen.

Wie aber heißt diese Krankheit Deutschlands, die heimlich oder mehr und weniger schon offenbar auch unsere Krankheit ist? Wenn im bernischen Bauernhaus eines der Familienglieder von Magen- und Darmbeschwerden befallen wird, wenn Kopfweh und Schwindel sich einstellen und ihm ganz allgemein miserabel und elend ist, so daß es weder liegen noch aufsein mag, dann pflegt landauf, landab die besorgte Hausmutter diesen Zustand der Elendigkeit einen «Uebergang» zu nennen. Sie will dann jeweilen damit sagen, daß es sich hier zwar um einen höchst peinlichen, aber sehr notwendigen und heilsamen Kehraus des Körpers handelt. Allerlei Schlacken und Gifte haben sich angesammelt, deren

der Körper sich erwehrt und entledigt. Der Mensch ist nach der Ueberzeugung der guten Hausmutter dann wohl krank, aber sie weiß, daß es eine «gesunde Krankheit» ist, eben ein «Uebergang», ein Durchgang vom Schlimmeren zum Besseren.

Hat es unser kranker Nachbar, haben es die Völker Europas heute mit einem solchen «Uebergang» zu tun? Steht's nicht so schlimm mit ihnen, das heißt, mit uns? Wird unsere im Grund gesunde Natur, wenn wir anfangen, einigermaßen vernünftig zu leben, schon wieder obenauf kommen? Ist's eine hoffnungsvolle, eine «gesunde Krankheit», die, wenn wir nur ein wenig uns zu gedulden vermögen, allmählich von selber weichen und einer neuen, vielleicht gar besseren Gesundheit Platz machen wird? Oder ist der Zustand besorgnis-erregender, so daß unsere bewährten Hausmittelchen tatsächlich nicht mehr genügen und der Arzt zur Stelle muß? Das ist die Last, die wir aus Deutschland über den Rhein zurück nach Hause brachten und die uns seither von Woche zu Woche nicht leichter, sondern schwerer wird: Unser Nachbar ist nicht vorübergehend unpäßlich, wir haben einen kranken Nachbar. Was 1914 ausbrach und 1933 seine Fortsetzung fand, ist in gar keiner Weise abgeschlossen; weitere «Schübe» sind zu erwarten, ja es ist nicht ausgeschlossen, daß es diesmal eine Krankheit zum Tode ist. Europa ist jedenfalls weit davon entfernt, durch die Attacke der zwölf Hitler-Jahre gleichsam schon «durchgeseucht» oder gar außer Lebensgefahr zu sein. Die Krankheit sitzt so tief, weil sie seelischer Art ist. Was unser kranker Nachbar braucht, ist Seelsorge. Mitten in diesem Krieg hat ein zeitgenössischer Künstler für unser Berner Münster ein ganzes großes Fenster mit prächtiger Glasmalerei schmücken dürfen. Er hat seiner Arbeit die zwölf ersten Kapitel des Propheten Jesaja zugrunde gelegt. Unten steht gleichsam als Leitwort für das Ganze der Ruf: «Wehe

dem Volk, das seinen Gott verlassen hat!» Dieses Jesaja-Fenster mit diesem einen Wort ist tatsächlich der Ertrag und Ausdruck der Zeit, in dem unsere Völker jetzt leben. Wir haben Gott verlassen; das allein ist unsere Krankheit. So viel scheint uns heute festzustehen: *An Deutschland ist der europäische Abfall von Gott als Todkrankheit ausgebrochen, und Europa wird nicht mehr genesen, es sei denn an Gott.*

An Gott wird Europa genesen, an Gott allein. Wohl dem Volke, dem diese Erkenntnis aufgeht. Inmitten der europäischen Elendigkeit aber lebt unser Schweizervolk, das offenbar weithin den Eindruck erweckt und von sich selber die Meinung hat, es sei gesund geblieben. Gefährlich oft haben wir seit dem 8. Mai 1945 das Wort vom Verschontsein gehört. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich an einen gar seltsamen Wetterschlag, der weithin in der Nachbarschaft Aufsehen erregte. Der Blitz schlug in ein Bauernhaus, fuhr in den Kuhstall, zertrümmerte zuerst das Katzenplättli, das früher fast in jedem Stall neben der Stallbank am Boden lag, mitten entzwei und fuhr dann in eine Kuh, die auf der Stelle tot umsank. Der Bauer aber, der zur selben Zeit auf der Stallbank saß und eben einen Augenblick seines Feierabends froh werden wollte, blieb völlig unversehrt und kam mit dem Schreck davon. Das Schweizervolk kommt uns heute inmitten Europas vor wie dieser Bauer auf der Stallbank. Hart neben uns ging der tödliche Strahl nieder, und wir kamen mit dem Schreck davon.

Aus diesem seltsamen Verschontsein scheint nun unser Volk, aufs Große und Ganze gesehen, den kühnen Schluß zu ziehen oder einfach als selbstverständlich anzunehmen, daß bei uns vom Vorhandensein jener Todkrankheit, die jetzt in Europa und Umgebung wütet, keine Rede sein könne. Wir sind gesund und bedürfen des Arztes nicht. Ja nicht einmal von einem «Uebergang» kann man bei uns sprechen. Uns

ist nicht sterbenselend, uns ist wohl, so wohl, daß wir offensichtlich oft fast nicht wissen wohin mit all unserem Wohlbefinden. Und warum sollten wir es uns nicht wohl sein lassen? Es war ja auch bei uns während der Kriegs- und vor allem schon vor den Kriegsjahren nicht immer gemütlich, und manche Einschränkung mußten auch wir uns gefallen lassen. Eine gewisse Reaktion auf den Druck, der auch auf uns lastete, ist darum menschlich nur zu begreiflich. Aber wenn doch nur nicht so nah der kranke Nachbar wohnte! Und wenn wir doch nur unser Wohlbehagen wenigstens nicht so ungeniert, um nicht gar zu sagen, so schamlos, zur Schau stellten! Wenn sich sonst der einfache Mann aus dem Volk einmal einen besonderen Bissen gönnt, dann schließt die Mutter Türen und Fenster, damit der liebliche Geruch nicht bis auf die Gasse dringe und den Neid des noch ärmeren Nachbarn erwecke und ihn grausam «glustig» mache. Es liegt in diesem Verhalten nicht nur weise Menschenkenntnis, sondern auch Rücksichtnahme und ein Stücklein Menschlichkeit. Davon scheint unser Volk jetzt nichts mehr zu wissen. Wir begnügen uns nicht damit, unser Verschontsein als verschämte Reiche entgegenzunehmen; wir können mit unserem Geldverdiene nicht genug protzen. Die alten Heiden hätten sich wenigstens vor dem Neid der Götter gefürchtet. Neuheiden kennen auch diese Furcht nicht mehr. Nicht nur die Bitterkeit des todkranken Nachbarn, sogar den Neid der einst so reichen Engelländer haben wir nun glücklich herausgefordert. Hier und da beunruhigt eine fliegende Tomate oder ein Skandalprozeß oder eine krasse Unstimmigkeit in der Lebensmittelbranche vorübergehend ein klein wenig die Gemüter; unheimlich schnell aber glätten sich die Wellen, und es wird still, seltsam windstill, abgesehen vom Lärm der immer neuen Volksfeste und der immer neuen und noch neueren Autotypen. Alles scheint dem glücklich verschonten Mann auf dem Stallbänk-

lein gelingen zu wollen. Die Alters- und Hinterbliebenenversicherung ist glücklich unter Dach; die Batzen fangen an, klingelnd in den Volkssparhafen zu fallen. Auch die Trockenheitskatastrophe ist uns mehr ein Anlaß zum Rechthaben und zur Versteifung unserer Standpunkte als zur Besinnung und zur Umkehr. In offiziellen Reden kann nicht oft genug festgestellt werden, wie unser Volk sich in den vergangenen Kriegsjahren bewährt hat. Ist es verwunderlich, wenn eine Kirchenbehörde, ohne daß ein Sturm des Widerspruchs sich erhob, letzthin erklären konnte, daß unser Volk die Not der vergangenen Jahre «in Ehren bestanden habe»? Es brauchte ausgerechnet einen Priester, um dem verschonten Mann auf dem Stallbänkli zu sagen, sein Verschontsein sei sein Verdienst.

So lebt unser Schweizervolk zwischen gestern und morgen. «Verschon uns Gott mit Strafen und laß uns ruhig schlafen . . .» Solche Gedanken lassen einen nicht mehr ruhig schlafen, wenn man nach einer fünfwöchigen Reise aus der Nachbarschaft über die Grenze zurückkommt. Die scheinbar so solide Stallbank aber wird sich als trügerische Schneebrücke erweisen. Ueber unserem Volk hängt jetzt jenes Wehe des Propheten: «Wehe dem Volk, das seinen Gott verlassen hat.»

„Die weit vorgerückten Zeiger der Weltenuhr“

Immer wieder begegnet man Einzelnen oder kleinen Gruppen, die in allerlei dunklen Anspielungen oder aber auch ganz offen heraus von der gewiß nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi reden. Solche apokalyptische Schau entsteht notwendigerweise unter dem Eindruck des ungewohnten Ausmaßes der Umwälzungen, der Zerstörungen und Schrecknisse. Man muß tatsächlich schon bis zu den großen Endzeitreden

der Evangelien, ja bis zur Offenbarung des Johannes zurückgehen, um Vorgänge ähnlicher Art, wie man sie jetzt da draußen täglich vor Augen hat, beurteilen zu können. Das Zeitgeschehen hat in den Augen vieler Deutscher nun geradezu apokalyptische Ausmaße angenommen. Ein Vergleich mit der Welt, wie die Bibel sie uns beschreibt, drängt sich einem auf Schritt und Tritt auf. Ist es verwunderlich, wenn diese Menschen unter dem Eindruck stehen, die große Trübsal sei nun angebrochen, das Weltende sei nahe und die Wiederkunft des Herrn stehe bevor? Dieser Eindruck ist durch die seit Menschengedenken nicht mehr gesehene Trockenheitskatastrophe des vergangenen Sommers noch verstärkt und bestätigt worden. Einem Brief entnehmen wir folgende, jetzt für die Geistesverfassung vieler Deutscher bezeichnende bewegte Schilderung:

«Es scheint, als lege sich die Gerichtshand unseres Gottes immer härter auf uns. Bis Mitte Juni hatte Blüte und Wachstum eine gute Ernte verheißen; nun ist alles dürr. Eine Wiese kann man von einem Stoppelfeld kaum mehr unterscheiden. Alles ist grau in grau. Das Kartoffelkraut stirbt ab, das Obst brät an den Bäumen und fängt an, herunterzufallen. Der Wald hat jetzt schon sein Herbstkleid angezogen, und aus den verbrannten Wiesen strecken bleiche Herbstzeitlosen ihre Köpfe hervor. Vieh muß notgeschlachtet werden, weil auch die Heuernte im Herbst ausfällt. Und überall fleht die Gemeinde Gottes um Regen — aber Gott erhört unser Rufen nicht. Schon wochenlang strahlt Tag für Tag ein blauer Himmel und die Sonne brennt weiter. Man möchte oft Gottes gewaltige Hand zurückhalten und sagen: Es ist genug, Herr! *Diese Tatsachen lassen uns die weitvorgerückten Zeiger der Weltenuhr erkennen. Wir spüren jetzt den Hauch der apokalyptischen Reiter und leben unter dem Schatten des wiederkommenden Herrn.*»

Noch ist es nicht so weit wie am Anfang des 19. Jahrhunderts. Damals, als die Brandfackel der Französischen Revolution ihren blutigen Schein über die Völker Europas warf, als die Reste der mittelalterlichen Welt des Feudalismus zusammenbrachen, als Napoleons Bataillone durch die Dörfer und Städte Deutschlands sengten und schändeten, damals fingen auch viele Fromme an, das Ende der Welt in naher Zukunft zu erwarten. Die Kokarde an der Mütze des napoleonischen Soldaten wurde in direktester Weise als Zeichen des Tieres aus dem Abgrund gedeutet. Dagegen Rußland wurde infolge der persönlichen Gläubigkeit seines Zaren damals als allerchristlichste Schutzmacht angesehen. Jung Stilling, ein frommer Denker, sprach, ob nur gelegentlich oder in aller Bewußtheit, sei dahingestellt, von einem Bergungsort in Südrußland, in der Gegend des Ararat, den alle Gläubigen aufsuchen sollten, um dort dem bald kommenden Herrn zu begegnen, so daß durchs ganze Schwabenland viele Einzelne, ganze Familien, ja halbe Dörfer donauabwärts gegen Osten zogen, um dann dort geborgen und zur Stelle zu sein am großen und schrecklichen Tag. So weit ist es, wie gesagt, im Deutschland zwischen gestern und morgen noch nicht, aber derartige Möglichkeiten liegen in der Luft. Darum heißt es jetzt wohl die Zeichen der Zeit zu beachten, zugleich aber wachsam und nüchtern zu bleiben.

Für den Christenmenschen ist tatsächlich die Weltgeschichte nicht einfach ein zeitlich-zufälliger Ablauf. Wir wissen um einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, wir wissen, daß durch alle Entwicklungen und Katastrophen hindurch Gottes Reich kommt. Wir beten ums Kommen dieses Reiches. Alle Ereignisse der Völkergeschichte, ja sogar gewisse Vorgänge in der Natur sind uns Vorzeichen des wiederkommenden Christus. Christus selber vergleicht den Durchbruch seines Reiches gleichnishaft mit einer Geburt. Jeder Geburt gehen normaler-

weise Wehen voraus, oft sechs, manchmal aber auch zwölf oder gar zwanzig Stunden. Diese Wehen wiederholen sich und treten, je näher die Geburt kommt, in immer kürzeren Abständen auf, zuerst alle Halbstunden, dann vielleicht alle 10, alle 5, alle 3 Minuten. Als solche «Wehen» sieht der von der Bibel orientierte Christ die Heimsuchungen der Völker an, wie Kriege, Seuchen, Mißwachs, Hungersnöte und Erdbeben. Solch ein Geburtsweh war sicher die Reformationszeit, auch der Dreißigjährige Krieg mit seinen Folgen, auch die Kriege und Umwälzungen, die mit dem Namen Napoleons verbunden sind, und sicher auch das, was unsere Generation seit der Jahrhundertwende mit ihrem Menschheitswahn und dem darauffolgenden Sturz in Krieg, Arbeitslosigkeit und schließlich in gräßlichste Barbarei hat erleben müssen. Ein solch apokalyptisches Weh auf der Linie zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft Christi ist sicher auch das, was heute grauenvoll über das deutsche Volk ergeht. Der endgültige Zusammenbruch der bürgerlichen Welt (darum scheint es sich hier zu handeln) und das Heraufkommen einer völlig neuen Lebensweise hat Formen und Ausmaße angenommen, die für die Beteiligten und Betroffenen tatsächlich einem Weltuntergang und -ende gleichkommen. Und in alledem drinnen kann wirkliches Weltende und wirkliches Hereinbrechen vom Reiche Gottes her sich ereignen. Ja wir dürfen noch weiter gehen und sagen, nach unserem subjektiven Empfinden könnte es fast den Anschein haben, als wären in den letzten 500 Jahren die von Christus angesagten Geburtswehen in immer gedrängterer Folge aufgetreten. Man kann hinweisen auf den ungeheuren Ausbruch der Botschaft von Christus in die ganze Völkerwelt der Erde, wie die Ausbreitung des Christusnamens fast tausend Jahre lang stationär geblieben ist, wie aber seit der Reformationszeit ein neuer Ruck nach vorn, wenn man dem so sagen will, einsetzt, der sich vor allem seit

etwa 150 Jahren in sichtlich beschleunigtem Tempo über die ganze Erde hin entfaltet hat, so daß auf der anderen Seite auch der Widerstand gegen Christus und seine Gemeinde ganz offensichtlich im Wachsen ist und Juden- und Christenverfolgungen in immer größeren Maßstäben Wirklichkeit werden. Alle diese Ueberlegungen können tatsächlich den Gedanken an die «weit vorgerückten Zeiger der Weltenuhr» aufkommen lassen und nahelegen. Ja wir gehen noch weiter und sagen auf Grund der Schrift, daß wir keinen Augenblick berechtigt sind, an der Möglichkeit zu zweifeln, daß Christus in Bälde kommt und daß wir sein Kommen persönlich noch erleben. Wir glauben, daß alle diejenigen, die seit 2000 Jahren mit dieser Möglichkeit rechneten, von den Christen der ersten Jahrhunderte an, die beteten: «Es vergehe die Welt, es komme das Reich», bis zu den beiden Blumhardt, die ganz persönlich auf die baldige Begegnung mit Christus warteten, daß alle diese hellwachen Reichgottesleute sich nicht einfach «getäuscht» haben. Ihr Wachen und Beten hat sie auf ihrem Todbett bestimmt nicht gereut. Es gilt von ihnen etwas von dem, was im großen Kapitel über den Glauben steht: «Diese alle sind gestorben im Glauben und haben die Verheißungen nicht empfangen, sondern sie von ferne gesehen und sich ihrer getröstet und wohl genügen lassen und bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden wären» (Hebr. 11, 13).

Bei alledem aber bleibt das Sichbewegen in «apokalyptisch-eschatologischen» Gedankengängen eine gefahrenbedrohte Sache. Die Kraft des Irrtums und die Macht der Finsternis könnte sich im Bereich dieser apokalyptischen Frömmigkeit ganz besonders auswirken, so daß wir hier nicht nüchtern und nicht wachsam genug sein können. Wie leicht erdrückt die Wucht unseres persönlichen Leidens jegliche Fähigkeit, die Maßstäbe richtig zu sehen! Wie leicht wird in unsern Augen ein Ereignis apokalyptisch groß, was in Wirklichkeit

nur ein Detail ist am Großen und am Ganzen. Wie leicht verlieren wir unter den Schlägen eines persönlichen Hiobs-erlebens die großen Horizonte aus dem Blickfeld, und die Schlüsse, die wir ziehen, sind, mögen sie persönlich noch so begreiflich sein, sachlich falsch! Ich denke dabei an einen kleinen Bergbauer, der an einsamer Stätte seit Jahren seine besondere Not erleidet. Zuerst mußte er immer wieder von seinem Gütchen weg in den Militärdienst, dann starb ihm die Mutter, dann kaufte er sich eine sehr teure Kuh, die ihm die sogenannte Bläschenkrankheit in den Stall schleppte, so daß die Fortpflanzung aufhört, und nun kommt zu allem hinzu noch diese Trockenheit, so daß der Mann einen Nervenzusammenbruch erleidet und anfängt, tagelang und Nächte hindurch nachzugrübeln. Dabei kommt ihm in den Sinn, daß er einmal vor vielen Jahren ein sonderbares Knechtlein immer vom Weltuntergang hat sprechen hören, das unter anderem auch den Ausspruch tat: Bevor Christus wiederkomme, werde es noch einen besonders trockenen Sommer geben. Und nun fängt er an, schwermütig sich auf die Endzeitreden Christi und die Offenbarung des Johannes zu stürzen. Auf diese krasse Weise, aber auch verborgener und feiner können rein seelische Vorgänge und nervliche Gegebenheiten den nüchternen Glauben an die Wiederkunft Christi trüben oder gar an Stelle dieses Glaubens treten und damit verwechselt werden. Diese Gefahr ist jetzt in Deutschland in besonderer Weise vorhanden.

Damit verbunden ist die andere Gefahr: die der Hintergründigkeit. Die apokalyptisch-eschatologischen Gedankengänge könnten auch zum bloßen Tiefsinn werden und damit zur Flucht vor den vordergründigen Pflichten. Wenn ein Inhaber einer Autogarage Konkurs erklären muß, dann ist es wohl gut, wenn ihn dieses Unglück zur Besinnung führt und wenn er darüber nachdenkt, was wohl in seinem Leben nicht

gestimmt haben und in seiner Geschäftsführung nicht richtig gewesen sein mag, und was er in Zukunft ändern muß. Solche Besinnung und Selbstprüfung kann segensreich werden. Aber es könnte auch geschehen, daß er über dem Schock dieses Erlebnisses anfinde, den Eindruck zu bekommen, die Welt gehe unter, und daß er tagelang und Nächte hindurch sich in apokalyptisch-eschatologischen Gedankengängen bewegte, anstatt ganz schlicht zu tun, was ein Geschäftsmann tun und vorkehren muß. Das ist die Gefahr der Flucht in den christlichen Tiefsinn, der ebenso gottfern sein kann wie jener weltliche Leichtsinn, der sich jetzt über die Trockenheitskatastrophe hinwegsetzt mit der platten Redensart, es sei noch nichts so heiß gegessen worden, wie es eingebrockt wurde. Der Glaube an die Wiederkunft Christi ist nur dann nicht leerer Tiefsinn, wenn er sich in die Kraft umsetzt, dem Herrn hier in der Zeit den Weg zu bereiten und in dieser Zeit zu wirken, solange es Tag ist. Da gilt uns heutigen Christen jene ganz schlichte Mahnung des Apostels an diejenigen, die in der Gemeinde von Thessalonich anfangen, vor lauter Eschatologie nicht mehr zu arbeiten und ihr Leben nicht mehr in Ordnung zu halten: «Ihr aber, liebe Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu tun.»

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz sieht in der Hilfe für Deutschland und speziell auch für die dortigen Schwesterkirchen, ihre Anstalten und Werke, eine seiner dringendsten, aber auch schwersten Aufgaben. Neben dem Bestreben, ganz schlicht Hungrige zu speisen und Nackte zu kleiden, ist es sein besonderes Anliegen durch brüderliche Hilfe mitzuhelfen, daß die Herzen und Gemüter der Brüder in Deutschland jetzt nicht auch noch bitter und hart werden. Darum hat das Hilfswerk in der Reise der beiden Schweizer, Prof. Oskar Farner und Pfr. Dr. Walter Lüthi, in deutsche Gemeinden einen wichtigen Hilfsdienst gesehen. Es stand dabei in engem Kontakt mit dem Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland.

In welchem Ausmaß heute das Land heimgesucht wird, aus dem Gott einst in erster Linie seine Kirche zur Reformation gerufen hat, zeigt die erschreckende Tatsache, daß heute von den einst 30 000 Evangelischen in der Stadt Danzig noch 95 zu finden sind. Die andern sind tot oder irren als Heimatlose mit Millionen von Schicksalsgenossen unglücklich durch ihr arm gewordenes Land.

Gaben für die Hilfe nach Deutschland können auf das *Postcheckkonto des Hilfswerkes V 950, Basel*, einbezahlt werden. Naturalgaben aller Art nimmt das zentrale Sammellager *Männedorf* (Zürich) jederzeit dankbar entgegen. Briefe mit Auslandsanliegen sind wenn möglich nicht direkt an den Verfasser dieser Schrift, sondern ans Evangelische Hilfswerk, Stampfenbachstraße, Zürich, zu richten.

Für das Hilfswerk der Evangelischen
Kirchen der Schweiz:

Hch. Hellstern.

BÜCHER DER LEBENSHILFE

WALTER LÜTHI

Andachten
für alle Tage des Jahres

9.—11. Tausend. Leinen Fr. 7.50

WALTER LÜTHI

Das ewige Jahr
Werktagspredigten

11.—13. Tausend. Leinen Fr. 6.50

ADOLF MAURER

Ob Berge weichen!
Trostbuch

13.—17. Tausend. Leinen Fr. 7.50

Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel

BIBLISCHE BÜCHER

ausgelegt für das Volk

Es ist etwas tief Erfreuliches, daß die biblischen Bücher ganz schlicht in Demut und Tapferkeit für alles Volk ausgelegt werden, wie es durch Walter Lüthi, Eduard Thurneysen, Wilhelm Vischer und Robert Brunner geschieht. Das Bedürfnis nach solchen praktischen, auch dem Einfachsten verständlichen Auslegungen ist zu unserer Freude groß. Einzelne dieser Bücher sind in sechs Fremdsprachen (französisch, englisch, dänisch, holländisch, ungarisch, tschechisch) erschienen und erleben immer neue Auflagen.

Bis heute sind erschienen :

- Walter Lüthi, Das Unservater.** Eine Auslegung. Broschiert Fr. 4.—, Ganzleinen Fr. 6.—.
- **Johannes.** Das vierte Evangelium. Broschiert Fr. 8.—, Ganzleinen Fr. 10.50.
- **Die Bauleute Gottes.** Nehemia, der Prophet im Kampf um den Aufbau der zerstörten Stadt. Broschiert Fr. 4.50, Ganzleinen Fr. 6.50.
- **Habakuk rechtet mit Gott.** Broschiert Fr. 3.—, Ganzleinen Fr. 4.50.
- **Dies ist's, was der Prophet Amos gesehen hat.** Broschiert Fr. 2.50, Ganzleinen Fr. 4.—.
- **Die kommende Kirche.** Die Botschaft des Propheten Daniel. Brosch. Fr. 3.—, Ganzleinen Fr. 4.80.
- Walter Lüthi und Robert Brunner, Der Heiland,** Ein Gang durch die Bergpredigt. Broschiert Fr. 4.50, Ganzleinen Fr. 6.50.
- Robert Brunner, Der Gottesknecht.** Eine Auslegung des Buches Hiob. Broschiert Fr. 3.—. Ganzleinen Fr. 4.50.
- Eduard Thurneysen, Der Brief des Jakobus,** ausgelegt für die Gemeinde. Broschiert Fr. 4.50, Ganzleinen Fr. 6.50.
- **Der Brief des Paulus an die Philipper,** ausgelegt für die Gemeinde. Broschiert Fr. 4.50, Ganzleinen Fr. 6.50.
- Wilhelm Vischer, Psalmen,** ausgelegt für die Gemeinde. Broschiert Fr. 5.—, Ganzleinen Fr. 7.—.

Verlangen Sie einen Lüthi/Thurneysen-Prospekt von Ihrem Buchhändler

Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel

89083851048



b89083851048a

4.5054

89083851048



B89083851048A